Ueber
Unſinn und Barbarei
in der
heutigen deutſchen Literatur.

« Nichts von Perſönlichkeiten, nur die Sache! »

Ein gelegentliches Wort

von

Dr. Th. Schacht,
Profeſſor der Geſchichte zu Mainz.

Mainz, 1828.
Bei Florian Kupferberg.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Gewidmet

meinem

verehrten und geiſtreichen Freunde

dem

Kön. Preuß. General-Lieutenant

Herrn von Kraußeneck Exc.

zur

Erinnerung

an manches ernſte und luſtige Geſpräch, wozu die Thorheiten der Zeit auch ihren Beitrag lieferten.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Es geht mit Wissenschaft und Kunst wie mit dem Leben und Thun der Völker. Mancher fühlt sich gereizt, wenn er nicht selbst sie innerlich kräftigen oder nach außen vergrößern kann, doch Beschreiber ihres Zustandes und ihrer Schicksale zu sein. Jede Wissenschaft, jede Kunst, die bloße Anwendung der Sprache auf Darstellung der Gedanken und Gefühle, erhalten auf solche Art ihre Geschichte, und wahrlich nicht ohne großes Interesse.

Wer das allgemein Ansprechende behandelt, kann auf die meisten Leser rechnen, also in der Literarhistorie ein Jeder, der mit der Poesie, Beredsamkeit, und Geschichte, auch wohl mit der Filosofie zu thun hat, sofern diese in die Wissenschaft des Schönen eingreift oder selbst auf schöne Darstellung Anspruch macht. Hat man doch häufig das Wort Literatur nur auf jene Gebiete allein angewandt und die geistigen Bestrebungen der Völker, ihre geistige Unsterblichkeit, fast nur nach der Schönheit abgemessen, die sie durch

Anwendung der Sprache wie durch die anderen Mittel der schönen Künste erreichten.

Grade die Allgemeinheit, deren sich die schöne Literatur und die Räsonnements darüber erfreuen, ist aber der Keim eines Uebels, das unzertrennlich davon zu sein scheint. Es glauben Tausende, die sich hüten würden, ohne gediegene Kenntniß über mathematische und andre streng wissenschaftliche Werke zu urtheilen, daß in Sachen der Politik nur eine Zeitungslektüre, in Sachen schöner Rede- und andrer Künste nur Ohr und Auge hinreichend seien, um ein Wort mitzusprechen. Die meisten Menschen sind schwankend im Urtheil wie im Character. Leicht offen sind sie ohne selbständiges Denken einem Jeden, der mit Schimmer und auf geschickte Weise seine eigene Täuschung ihnen mittheilt oder sie geflissentlich zu täuschen sucht; und wo der Unberufene urtheilt, wo die Masse sich zu Richtern aufwirft, da hat der Unverstand gar leicht vollen Raum und der Schreier die meisten Anhanger, so daß die Kenner oft nicht wissen, wie und wo sie zuerst dem Aftergeschmack wehren, der Barbarei Einhalt thun sollen. In ästhetischer, theologischer und filosofischer Partheiung erlebt man, wie beim An-

blick der Kutſcher im Hippodrome zu Byzanz, die lächerlichſten und oft gar heftige und bedenkliche Kämpfe.

Der wirkliche Gelehrte in Geſchichte und Theologie, der freimüthige aber erfahrne Politiker in der Staatswiſſenſchaft, der echte Denker im filoſofiſchen Fach, der Meiſter in der Kunſt und überhaupt der ſinnvolle und mit gebildetem Geſchmack begabte Kenner des Schönen, ſollten allein das Recht haben, öffentlich zu urtheilen. Auch dann würden noch genug Gegenſätze ſichtbar werden und in Streit gerathen, aber in ehrenwerthen Streit und nur zum Gewinn für die Bildung des Volkes ſowohl als ſeiner Meiſter. Eben ſo frei wie ſonſt würde der Geſchmack der Hörer und Leſer ſich dieſem oder jenem Sprecher zuneigen, Partheinng eben ſo gut ſtatt finden; aber Niemand könnte ſich für das Gemeine, für das Geiſtloſe und das Ausſchweifende partheien; und wo der Geſchmack des Volks vorm Verderben geſichert iſt, da werden auch Schriftſteller und Künſtler ihn in ſeiner Reinheit bewahren. Ein pium desiderium! deſſen Befriedigung ſich in einer Art Platoniſcher Republik träumen, nicht in der Wirklichkeit erwarten läßt.

Jean Paul hatte wohl recht, darauf zu denken, wie er einen filosofischen Fallschirm verfertigen wolle, um seinen Sohn beim Abgang auf die Universität damit auszustatten. Dies ist nicht nöthig, wenn jeder Professor der Filosofie gehalten wäre, nur die Lehrsätze und Begriffe eines anerkannt scharfsinnigen Weisen, etwa Kant's, zu erörtern, nicht um sie blos dem Gedächtnisse einzuprägen oder als Evangelium zu verkünden, sondern um die Schüler in bündigem Denken tüchtig zu üben. Auf der Studirstube und in Druckschriften möchte der Professor seinem eignen oder irgend einem Modesystem huldigen, so viel er wollte. Wir glauben, nicht blos der Schüler, auch der Lehrer würde sich wohl dabei befinden; denn durch seine Vorträge gezwungen, schlechterdings mit dem menschlichen Verstande zu verkehren, könnte er unmöglich der Herrschaft desselben sich entziehen. Die Lust zu schwärmen und zu faseln verginge ihm gewiß. — Was aber jenen Fallschirm oder die Präservative gegen Ansteckung verkehrter Ansichten und Systeme betrifft, so bedürft' es dergleichen nicht allein für Jünglinge, die in die Hörsäle eines sofistischen oder schwärmerischen Lehrers ziehen, sondern für wie viele

Menſchen noch ſonſt, die den wunderlichen Dingen, die aus der Bücherwelt auf ſie zuſtürmen, nicht gewachſen ſind und dadurch oft in die ſeltſamſte Verwirrung von Gedanken gerathen.

Das beſte Präſervativ beſteht nun allerdings in gründlichen Kenntniſſen, im gebildeten Geſchmack und in der zur andern Natur gewordenen Luſt an Bündigkeit und Klarheit der Gedanken. Allein dazu gehört Anlage, Unterricht, Uebung, Zeit; und wer möchte deshalb im Stande ſein, eins zu verfertigen, das wie ein Arcanum den benöthigten Perſonen nur einzugeben wäre, um die gewünſchte Wirkung hervorzubringen? Einiges läßt ſich aber thun. So kann man z. B. verſchiedene Merkmale beſchreiben, die eine noch ſo gleißend eingehüllte Verkehrtheit ſchon äußerlich an ſich trägt und die ihr Daſein ſogleich verräth. Manchen, der noch unentſchieden nicht weiß, was er von einem neuen Geſchmack, von Modefratzen, von einem ſprachwidrig umgeprägten Worte und Begriffe halten ſoll, auf ihre Abſurdität aufmerkſam machen, geiſtige Anſteckung alſo hie und da verhüten, das kann man, und ſelten geſchieht es ohne einigen guten Erfolg.

In Hoffnung deſſelben iſt auch die gegenwärtige Schrift unternommen, die alſo nichts weiter bezweckt als einen Beitrag zu liefern zur Beleuchtung einiger auffallenden Verkehrtheiten in der äſthetiſch-philoſophiſch-hiſtoriſchen Literatur unſeres Vaterlandes.

Eine vollſtändige Beleuchtung würde freilich ein dickes Buch füllen und mehr Zeit erfordern, als der Verfaſſer dieſes daran wenden kann. Wozu auch ein dickes Buch mit aller Umſtändlichkeit genaueſter Unterſuchungen, die am Ende wenig geleſen werden und wenig fruchten? Eine mäßige Zahl ſeltſamer Anſichten, und beſonders eine Enthüllung der Hauptkeime woraus ſie entſprungen, mit ſoviel Bemerkungen, als nöthig ſind um ihre Thorheit klar und deutlich zu machen, das wird den meiſten Leſern genügen. Der Unſinn iſt eine Zeitlang ergötzlich, doch leicht bekomt man zuviel daran und dankt dem Schriftſteller der über ihn zu berichten unternimmt, wenn er eine beſchränkte Auswahl getroffen hat. Wer zwei Narren geſehn, kann ſich ja bequem ihrer ſechs denken. Hatte Jemand aber beſondre Luſt, ſo viele wie möglich zu ſehn, nun ſo muß er von Irrenhaus zu Irrenhaus reiſen; und iſt die Luſt blos literariſch, nun ſo mag

er seine eigene Lectüre zu Hilfe nehmen, um sich eine recht vollständige Sammlung von Thorheiten zu veranstalten. — Wir haben deshalb, wie gesagt, nur einen Beitrag im Sinn, und zwar einen gelegentlichen, wozu ein kürzlich erschienenes Buch die nächste und beste Veranlassung bietet. Die Form kann deshalb nicht die planmäßige einer Abhandlung sein, sondern die losere eines kritischen Streifzugs, wo an's Bestreiten der Meinungen und Aussprüche eines bestimmten einzelnen Autors sich dasjenige anknüpft, was wir auch über andere, denen er beipflichtet oder die er antastet, zu sagen haben. — Das Buch heißt: Die deutsche Literatur, von Wolfgang Menzel.

Ob dies der rechte Leitfaden zu unserm Ziel sei, muß zuerst bewiesen werden. Wir wählen den Beweis, der zugleich in medias res führt, aus dem ersten Kapitel, wo der Verfasser sagt: »Es sei unmöglich, » mitten im lärmenden Concert der Literatur, wo auf » allen Instrumenten und aus allen Tonarten gespielt

» werde, die innere Harmonie wahrzunehmen. Er » wolle sich deshalb auf einen Standpunkt über der » Zeit schwingen, wo man höre, wie in halben » Jahrhunderten die Fugen wechseln und die Disso- » nanzen ihre Lösung finden. » — Was er hernach in etwas schlichtere Worte übersezt: » Von der Höhe » der Literatur werde er freie unpartheiische Blicke in » alle Parthei-Ansichten thun. »

Großes Unternehmen! und mit welcher Keckheit, mit welchem Selbstgefühle tritt es auf! Nichts anders steht zu erwarten, als völliger Aufschluß über die Verzweigung und über das innere Getriebe der deutschen Literatur, und von einem gediegenen Kenner, einem feinen Beobachter. Hoffentlich meint er es ernstlich; und gesezt, er erringe alsdann nur zur Hälfte das Ziel — das er sich vorgesteckt, — wir sind genügsamer Natur, wir wollen nicht halb so viel Ansprüche an ihn machen als er in uns zu erregen dreist genug ist. Himmel! wie bunt sieht es aber in den zwei Bänden aus! Wie schießen die Blicke des Verfassers kreuz und queer wie, vom Sturm gejagt, auf die literarischen Felder herab! Es regnet Sentenzen und witzige Antithesen, occidentalische und orientalische Bilder,

und zwischendurch lassen sich orakelhafte fast endlose Reden vernehmen, wenn er die Augen schließt und das dissonirende Concert accompagnirt. Wo sind die Resultate ruhiger Erwägung, die man grade in einem solchen Werke zu finden wünscht? Vergeblich sieht man sich nach ihnen um. Fast überall wird apodictisch abgesprochen, Lob und Tadel in verschwenderischer Verwirrung ausgetheilt. Dem Mittelalter wird gehuldigt als dem Ideal des Lebens. Aus dessen weiter Ferne glaubt er die entzückendsten Töne herüber zu hören; er strengt seine Ohren an, um sie aus der schwirrenden Menge der andern zu unterscheiden, und gibt sich unsägliche Mühe, das Gegenwärtige und Nächste zum schweigen zu bringen, um jene geliebten Melodien ungestörter zu genießen.

So ruft er im Kapitel über religiöse Literatur aus: »In der höchsten Blüte des Mittelalters » war das Christenthum eine Zeitlang mystisch. Diese » Mystik erkannte eine vollkommene organische Offen» barung des höchsten Wesens zugleich an die Sinne, » das Herz und den Verstand. — Der wahre Katho» licism, heißt es ferner, ist mit dem Mysticism » Eins. — Die christliche Religion war im Anfange

» nicht sinnlich; den Verstand setzte sie der Nichtig-
» keit des Heidenthums und das Gefühl der heidni-
» schen Sinnlichkeit entgegen. — Die Päpste und
» Muhamed haben erst von neuem Sinnlichkeit in die
» Religionen gebracht u. s. w.» — Mitten in Va-
riationen über dies Thema hält er inne und erklärt:
» Das Wesen des Katholicism sei in keinem Buche
» zu suchen, es sei auf keinen Buchstaben sondern auf
» die Menschen gebaut. Nur als Mysticism sei die
» katholische Kirche eine allgemeine Kirche.»

Auf diese Weise ist er keck genug, der Römischen Kirche den Besitz des Katholicism zu rauben und an Freunde der Mystik auszutheilen. Wo aber ist das Wesen dieses Besitzes zu suchen, da es in keinem Buche zu finden ist? — Ihr findet es, entgegnet » Herr Menzel, in Görres Schriften. Dieser » Filosof hat in der reifsten Entfaltung der altkatholi-
» schen Grundidee jene Mystik wieder erweckt und ihr
» Räthsel uns gelöst.» — Wundersam! da ist ein Ding, wovon eben noch in keinem Buche der Welt zu lesen war, dennoch in einem Buche beschrieben und gedruckt zu haben. Dem Autor läuft Ja und Nein im gleichen Athem über die Lippen. — » Freilich,

« wird hinzugesetzt, enthüllt sich das Räthsel nur « wenigen; unsrer Zeit ward nicht gegeben, « Görres Schriften zu fassen.» (Herr M. hat das Glück sie begriffen zu haben, der Beneidenswerthe!) — «Dereinst aber wird jene Mystik die « ganze gebildete Welt beherrschen. Görres ist nur « ihr Prophet. Er vermag nicht ihr zur Erringung « des Scepters zu verhelfen. Das vermag einzig der « Pietism, der aus dem Protestantism geborne Pie- « tism; — und zwar wird dies nur langsam in drei « gewaltigen Crisen geschehen.» — Herr M. erglüht selber bei diesem Gedanken. Der Geist seines Meisters kommt über ihn. Er öffnet den Mund um auch zu weissagen; und siehe da, der Versuch glückt. Er beschreibt die drei zukünftigen Crisen in der zur Seligkeit führenden Katalepsis des Pietism so genau als wär' er bereits dabei gewesen.

Wir übergehen diese Beschreibung. Das Mitgetheilte ist schon ein hinreichendes Pröbchen von der mystischen Vernunft, die uns heut zu Tage in so mancherlei Schüsseln aufgetischt und als veritable Himmelskost gepriesen wird. Wer ist aber jener Görres, der die merkwürdige Auferstehung und neue Be-

staltung einer verstorbenen Religion verkündigt? Es ist derselbe, der in politischen Controversen der letzten Decennien sich mehrmals hervorgethan, der anfangs mit großer Heftigkeit gegen, später fast eben so heftig für Monarchie und Hierarchie geschrieben; ein Mann von brennender Fantasie, deshalb beredt, wo es gilt zu begeistern und der Schwulst der Bilder den aufgeregten Leser nicht stört, aber verworren, sobald Besonnenheit und Klarheit der Gedanken nothwendig ist, um eine wissenschaftliche Untersuchung zu führen oder den Verständigen von einer Behauptung zu überzeugen. Seine wunderliche von volltönenden Fraſen strotzende Schrift über Glauben und Wissen, und manche Kapitel seines Buchs über Europa und Europäische Revolution, worin er stets desorientirt, wenn er orientiren will, sind davon Zeuge. Das Wesen seines Geistes scheint ganz dazu geeignet, eine schwärmerische Schule zu gründen, eine politische Parthei zu bilden; auch war er schon im Besitz einer bedeutenden Popularität, aber die extremen Sprünge und der zu grelle Fahnenwechsel seiner Behauptungen, vorzüglich in der Politik, entrissen ihm den schon erlangten Einfluß bei vielen, welche die trefflichen

Aufsätze und Reden im Rheinischen Merkur und die Kühnheit mancher von seinen Aussprüchen bewundert hatten, und nahe dran waren ihn für einen Märtyrer der Freiheit zu halten. Und wie der politische Nimbus verschwand, bekam man auch seinen Wort- und Bilderstrudel satt, und Tausende, die vorher begierig nach seinen Büchern griffen, hörten auf ihn zu lesen. Er ist übrigens rasch im Schreiben wie in Studien, und hat mit lebhafter Fassungskraft aus verschiednen Fächern des Wissens sich Kenntnisse gesammelt, die er zu gebrauchen weiß, weshalb es noch immer Jünglinge geben mag, die nicht blos den Klang seiner Sprache und den Pomp seiner Vergleiche anstaunen sondern auch ein monstrum eruditionis in ihm erblicken. — Herr Menzel sieht noch mehr in ihm und sagt: Görres ist ein Filosof. — Daß er in einem spätern Kapitel noch hinzusezt, Görres ist ein Dichter, und zwar Dichter und Filosof im hohen Maaße; davon hernach.

Anerkannt filosofische Denker wie Spinoza, Locke, Leibnitz, Kant würden nun freilich zaudern, Herrn Görres als ihres Gleichen unter sich aufzunehmen. Herrn M. kümmert das nicht; dafür hat er auch eine

Vorſtellung vom Weſen der Filoſofie im Kopf, von welcher jene Denker ſich nichts träumen ließen. In einem eignen Kapitel über die filoſofiſche Literatur erfahren wir das Nähere. Filoſofie, Religion und Poeſie ſind ihm nach Schellings Autorität identiſch; folglich filoſofirt die Poeſie, dichtet die Filoſofie, verwandelt ſich die Religion in filoſofiſche Poeſie. Auf den Gehalt einer Gedankenreihe kommt nichts an; nur im Styl erblickt man das höhere oder niedere filoſofiſche Denken. Wiſſenſchaftliche Form muß davon verbannt ſein, denn ſie ſteht den Forderungen der Poeſie entgegen, weshalb Herr M. faſt klagend ausruft: «Wie weit ſind wir von der Mejeſtät «orientaliſcher Dogmatik noch entfernt!» — Somit iſt leicht zu begreifen, wie er Görres zum Meiſter der Filoſofie ernennen kann. «Den würdigſten filoſofi- «ſchen Styl, ſagt er, hat Görres, denn ſein Sy- «ſtem hat die erhabenſte Einheit weil es ganz «myſtiſch iſt, und in der Mannichfaltigkeit wieder «die größte Fülle von Schönheiten, weil die myſti- «ſche Einheit in einer durchgreifenden Symbolik von «Geiſt, Natur und Geſchichte enthüllt wird. Dies «gibt den Schriften von Görres die bibliſche Kraft

« und die orientalische Pracht. Er beſizt prieſterliche
« Salbung und eine profetiſche Donnerſtimme, wie
« ſie dem Dogmatism angemeſſen ſind. Der Dog-
« matism aber ſoll immer ſein und iſt bei Görres das
« Werk eines plaſtiſchen Naturtriebes, unwillkühr-
« liche unverfälſchte Offenbarung der eingebornen
« Idee, und genau wie beim Dichter das freie
« Wachsthum einer eigenthümlichen Blume des Gei-
« ſtes, unter den verſchiedenſten Bedingungen der
« Kultur durch die übermächtige Naturkraft die ſich
« ſelbſt den Charakter beſtimmt. Der Dogma-
« tism iſt in einer beſtändigen begeiſterten
« Schöpfung begriffen, und es iſt kein gutes
« Zeichen, wenn er aus den profetiſchen
« Viſionen erwacht und ſich ſelbſt kritiſirt.
« Nur der Kritiſismus darf und ſoll dieſer Begeiſter-
« ung entbehren und den Gedanken als objectives
« Product von der ſubjectiven ſchöpferiſchen Glut
« trennen. Die Dogmatiker haben aber den Kritikern
« noch immer zu viel nachgegeben und ihre blühenden
« Gärten in Feſtungen verwandelt und unter das
« Waſſer kritiſcher Reflexionen geſezt um ſie gegen
« Angriffe zu ſchützen. Görres hat ſeine Natur am

« freiesten und kühnsten walten lassen und steht des-
« halb eben so hoch als einsam unter den Filosofen.»

Wir machen auf die unterstrichene Stelle als den Kern dieser Tiraden aufmerksam. Unser Autor spricht darin vollständig seine Meinung vom Wesen echter Filosofie aus. Das filosofische Denken ist also nur das Aufwogen einer erhizten Fantasie, wenn sie mit den wichtigsten Gegenständen geistiger Forschung, über Gottheit und Natur, über die menschliche Seele und ihre intellectuellen und moralischen Kräfte sich zu schaffen macht. Alles Filosofiren, worin der ruhige Verstand Begriffe abwägt, urtheilt und schließt, und Wahrheit als das einzige Ziel seines Strebens kennt, ist also ein Geschäft von untergeordneter Art; die Kritiker (worunter alle begriffen werden die nicht zur Naturfilosofie sich bekennen) mögen sich damit befassen, denen «das Wasser der Gedanken mehr ist als die Glut der Begeisterung.»

An einer andern Stelle sucht er die Schmähung des Kriticism wieder etwas gut zu machen, indem er ihn im Gegensatz mit der Naturfilosofie die Geistesfilosofie nennt, und in patriotischer Aufwallung die fremden Nationen bedauert, daß sie auch nicht einmal

in ſolcher untergeordneten Filoſofie ſich mit den Deutſchen meſſen können. Jedoch muß die Geiſtesfiloſofie wieder herhalten. «Es iſt aus mit ihr, ſo groß ſie « auch war. Seit Schelling die Naturwiſſenſchaft « der Neueren zur Filoſofie erhoben hat, iſt ein Weg « betreten, den vor ihm Niemand gegangen iſt und « den nach ihm jeder gehen muß.»

Folgende merkwürdige Säze finden ſich in Menzels zweitem Bande, im Kapitel über die Naturliteratur. «Die pantheiſtiſche Anſicht der alten Kosmogonieen war der Naturwiſſenſchaft günſtig. Der « ſpätere Polytheismus und Monotheismus hat unſtreitig der Wiſſenſchaft (!!) geſchadet, die bereits « zu großer Vollkommenheit (wo??) gediehen war. « Die lebendige Naturanſicht der alten Völker ging « unter als die Thatkraft und die Selbſtbetrachtung « des Geiſtes die Menſchen allmählig von der Natur « entfernte, und jene ein Götterheer, dieſe den einigen überſinnlichen Gott erkannte.» — Wäre nun der Kriticism nicht verpönt, ſo läge der Schluß ganz nahe, daß die neuen Bekenner der alten Kosmogonieen dem Monotheism abgeſchworen haben. Was ſoll auch die ſinnliche Religion mit dem über-

ſinnlichen Gott? Freilich iſt damit die unlängſt geäußerte Vermuthung, ſie ſeien Sonnenanbeter, noch nicht beſtätigt. Vielmehr iſt für uns die von Herrn M. verkündigte und begriffene Görres'ſche Religion noch ein Räthſel; er ſelbſt und ſeine pantheiſtiſch theoſophiſchen Freunde müſſen indeß den Schlüſſel dazu beſitzen, ſchon als Verfertiger derſelben.

Wir kommen auf den obigen Ausſpruch zurück, daß jeder Filoſof hinführo den Schellingiſchen Weg gehen müſſe. So wäre alſo der künftigen filoſofiſchen Literatur das Horoſkop geſtellt. Vermittelſt der Natur oder in und aus der Natur zu filoſofiren zu fantaſiren, das iſt die Loſung. Mit Geiſt ohne Geiſt, gleichviel. Wozu überhaupt der Geiſt, der ſich mit Gedanken abgibt? Und welche Vervollkommnung, welche Beſeligung des Menſchengeſchlechts ſteht uns auf dieſe Weiſe bevor! denn hat bisher angeſtrengtes Studium einer Geiſtesfiloſofie unſtreitig unſre Vorſtellungen geläutert und als tuchtige geiſtige Gymnaſtik unſern Verſtand geſtählt und geſchärft, wie wird die höhere oder eigentliche Filoſofie uns erheben! und war bisher die Zahl derer, welche die Anſtrengung eines geiſtfiloſofiſchen Studiums nicht

ſcheuten, nur mäßig, ſo muß ſie jezt ins Ungeheure wachſen bei der Leichtigkeit, ſich ohne Gedanken in eine viel höhere Filoſofie verſetzen und nur durch Bewunderung der Orakel eines Dogmatikers auch ihres beſeligenden Inhalts theilhaftig werden zu können. Kaum wird es in Zukunft mehr nöthig ſein, unſre Wärme bis zu ſolchem Grad der Hize zu ſteigern, daß eine ſchöpferiſche Flamme hervorbricht und weiter in die Natur hineinleuchtet, denn Görres hat zugleich, da Religion und Filoſofie identiſch ſind, mit der künftig herrſchenden Religion auch bereits die abſolute Filoſofie (nicht die vor ein Paar Jahrzehnten ſo genannte, ſondern die wirklich abſolute) erfunden. »Die Myſterien der Natur, ſagt Herr M. »ſind nunmehr mit Genialität enthüllt.«

Herrliche Verkündungen! doch trauen wir dem Syrenentone nicht ganz. Wir haben ſchon gemerkt, daß unſer Literator etwas zu hoch ſteht. Da oben auf ſeinem Standpuncte blaſen die Winde von allen Seiten und jagen unſtreitig die einzelnen Tonmaſſen des ſchon verwirrten Concerts in noch größerer Verwirrung umher. Er müßte mehr noch als ein Jünger von Görres, er müßte ein Erzengel ſein, wenn er in

so fürchterlichem Tumult und so schrecklichen Dissonanzen nicht das eben Ausgesprochene im Augenblick vergäße und das Widerspiel davon behauptete. Nichts ist natürlicher. Der Henker halte da oben seinen Verstand beisammen, obenein wenn man ihn nicht braucht! Wir wollen also nicht schmähten, wenn Hr. M. die Mysterien der Natur enthüllt und verborgen zugleich findet. Denn von der Fysiologie sagt er: « Hier könnten wir die Wahrheit nur schauen, wenn « wir uns auf einem Puncte außerhalb der Einheit « von Körper und Geist befänden; da wir aber uns « überall im Mittelpunct dieser Einheit selbst befinden, « so wird sie uns niemals objectiv. » Und von Chemie und Astronomie: « Je mehr wir wissen, je « mehr sehen wir ein, daß wir nichts wissen. »

Nun, das sind doch einmal bescheidene Sätze! die geniale Enthullung der Mysterien der Natur wird uns freilich dadurch wieder zu Wasser; was kann aber Hr. M. dafur? Er ist eine doppelte Person. Was er auf dem Dreifuß vom Dampf der Orakel betäubt über seine Lippen oder aus der Feder fließen läßt, wer will ihn zwingen, das hernach bei ruhigerm Blute zu verantworten? Uns ist aber nicht zu ver-

denken, wenn wir seine letzteren Sätze für vernünftiger halten, wenigstens für naive Geständnisse. Und wegen dieser Naivetät wollen wir ihm manches verzeihen, besonders daß er in seinen Kapiteln über religiöse und filosofische Bücher fast nichts als seine eigne Weisheit oder die seiner Parthei auftischt und so höchst wenig von der wirklich in Deutschland vorhandenen theologischen und filosofischen Literatur. Vielleicht hält er seine Leser für vollkommene Kenner derselben, soweit sie nemlich lesbar und erkennbar ist, und will deshalb vorzugweise nur das Unsichtbare oder das Unerkennbare darin aufdecken. Vielleicht auch, daß er schon lang im Besitz seiner höheren Weisheit eben so-lange für unnütz gehalten hat, sich mit Theologen wie Dereser, Tzschirner, De Wette, Möhler u. a. zu befassen, oder nachzusehen, wie sich die filosofischen Lehren eines Schulze, Köppen, Krug, Fries, Herbart u. a. zu den früheren und zu den Schellingischen verhalten mögen. Den Namen Herbart erwähnt er nicht einmal und hätte doch aus dessen kleinster Schrift, die nur eine halbstündige Lesung erfordert «Ueber die gute Sache, gegen Steffens» sich über manches belehren können, z. B. wie

eben dieſer Steffens, den er neben Görres, Schelling, Oken und Bader mit zu den Meiſtern der Filoſofiz rechnet, nichts weniger als ein Meiſter, vielmehr ein gar ſchwacher Streiter iſt, ſobald er nicht fantaſirende Jünglinge und Frauen um ſich, ſondern einen Verſtandesmächtigen gegen ſich hat.

Ob unſer Literator ſich in hiſtoriſchen Schriften mehr umgeſehen habe, iſt zu bezweifeln. Das Kapitel darüber iſt ſehr dürftig. Doch läßt ſich daraus noch nicht auf Mangel an Kenntniſſen ſchließen, weil er unverholen ſeine Geringſchäzung deutſcher Hiſtoriker äußert und ein kurzes Aburtheilen derſelben für hinlänglich halten mag. Aber einige ſeiner Angaben ſind der Art, daß man in Staunen geräth und faſt auf die Vermuthung kommen ſollte, er ſei mehr in Aethiopien als in Deutſchland zu Hauſe. Man höre nur. Er theilt die Deutſchen Hiſtoriker in drei Partheien, nemlich in zwei große und eine ganz kleine; und wer irgend eines Merkmals wegen zu der einen oder andern Section gehört, muß alle Hauptanſichten ſeiner Conſorten theilen. Es ſind folgende:

1) Die Protestanten und die Liberalen nebst den klassischen Filologen. Diese nehmen an, daß die Menschen sich allmählig aus dem rohesten thierischen Zustande zur Bildung erhoben und im griechisch-römischen Alterthum die erste Reife gewonnen haben. Darauf sei die Barbarei wieder eingerissen und erst durch die Reformation wieder erschüttert worden, um einer neuen schönen Geistesentwicklung Platz zu machen. Das Mittelalter ist ihnen verdammenswürdig. «Die protestantische Zunft, sagt « er noch deutlicher, wirft alles Vorgeschichtliche als « Fabel weg und verdammt das Mittelalter als « Barbarei. Sie sehen die Geschichte nicht mehr, « wie das weit vernünftigere Mittelalter immer « gethan (in was für Chronisten hat dies Hr. M. « gelesen??) als ein organisches Leben an. Sie stre- « ben nicht das innerste Geheimniß und den Zusam- « menhang des großen geschichtlichen Lebens zu be- « greifen. Sie malen nicht das Mittelalter, sondern « ihren Haß gegen dasselbe. Denn was entlehnen sie « wohl aus den zahlreichen Quellen jener Geschichte? « u. s. w.»

Hier nur eine beiläufige Bemerkung. Hr. Wolfgang Menzel hat auch etwas Historisches geschrieben, eine kleine Deutsche Geschichte in drei Bänden; freilich nicht das Ergebniß von ernsten Studien, sondern nur, wie man sagt, aus den Aermeln geschüttelt, etwa wie die zwei Bände über die Literatur. Ist das Vermengen des Geschichtlichen mit dem Fabelhaften rühmlich, so hat er viel geleistet; er hat nicht blos Fabeln sondern längst weggeworfenen Unsinn wieder darin aufgenommen, auch mit eignem vermehrt. Wahrscheinlich hat er aber dergleichen aus jenen zahlreichen Quellen entlehnt, die leider unsern Historikern bis jetzt unbekannt geblieben sind.

2) Die Katholiken, Servilen, Royalisten nebst den orientalischen Filologen. Diese stehen höher als die sub N° 1. Sie nehmen ein heiliges vollkommenes Urvolk an, das in Sünde verfallen, durch das Christenthum wieder geheiligt aber nachmals durch die Reformation wieder in sündigen Abfall und Verirrung gerathen sei. Das Mittelalter ist ihnen also preiswürdig. Sie glauben übrigens an eine beständige Verschlimmerung des

Menschengeschlechts durch die Erbsünde und an Versöhnung durch die göttliche Gnade.

3) Die ganz kleine Parthei bilden die Auserwählten, wozu Hr. M. sich selber rechnet. Ihre Ansicht ist die würdigste. Sie betrachten die Geschichte auf dichterische Weise als ein Epos, und auf naturhistorische Weise als einen Organismus. — —

Schade, daß der selige Voß die W. Menzelschen Bände nicht mehr erlebt hat! Sie hätten ihm köstlichen Stoff für die Antisymbolik geliefert; eben mitgetheiltes Curiosum gewiß den köstlichsten, da es rein spirituös und aus den feinsten Abstractionen abstrahirt ist. — Die todten Historiker müssen wohl schweigen. Was werden aber die lebenden zu den Plätzen sagen, wohin man sie so gebieterisch schiebt? Wer von ihnen orientalische Sprachen treibt, muß schlechterdings die zweite Cocarde aufstecken und als Katholik und Serviler dienen, sich für die ideale Herrlichkeit des Mittelalters schlagen und bei der Erbsünde zu Tisch gehen. Der aufrichtigste Katholik, sobald er überzeugt ist, daß die Anbeter des Mittelalters mit Visionen zu thun haben, muß schlechterdings unter die protestantische Zunft. Der Servile

muß in den Liberalen und dieser in jenen sich verwandeln, je nachdem sie verschieden über das Dasein einer heiligen Urwelt denken. Keiner kann seinem König anhängen und ein Freund der Monarchie bleiben, der zugleich Vorliebe für Studien des klassischen Alterthums hat. Rottek ist Katholik, folglich muß er das Mittelalter und den Brahmanismus verehren. Raumer ist Protestant, folglich versteht er nichts vom Mittelalter. Er so wenig wie Schlosser, Luden, Zschokke, Junke, und wie viele andre! — haben aus den Quellen geschöpft; sie kennen sie gar nicht. Sie wissen nichts davon, daß mit der Völkerwanderung eine herrliche Zeit begann wo die Kultur der Menschheit, die seit Jahrtausenden umhergeirrt, wieder den rechten Weg fand und unglaublich wuchs, bis leider seit Luther und Zwingli die Welt aufs neue in Verirrung und sündigen Abfall gerathen ist; so daß sich Gott bald unser erbarmen möge.

Bei solcher komischen oder tollen Musterung unsrer Historiker, die natürlich ohne Widerspruch nicht ablaufen wird, stehen denn einige Auserwählte und lächeln, und preisen sich glücklich, daß sie keiner Fahne zu gehorchen brauchen. Sie sind nicht Katho-

liken nicht Protestanten, nicht Monotheisten nicht Polytheisten; sie sind nur alles zusammen. Ihr kosmogonischer Mysticism hebt sie über die Wolken ja über den Aether. Sie sind nicht in der Welt, die Welt ist in ihnen. Vorhandenes und Gewesenes als solches zu erkennen oder nicht, steht ihnen frei. Es bedarf nur einer Anschürung ihrer dogmatischen schöpferischen Glut und nichts hat existirt, wie es existirte.

Hr. M. hat sich ganz gewiß gefreut, wie er über unsre Geschichtsliteratur schreiben wollte und ihm die Abtheilung in die drei Nummern einfiel. Sein ευρηκα hat sicher so gelautet: Tausend, welche Construction hab' ich zu Stand gebracht! Ja ja; ich bin ein Filosof. Ich mach's auch just wie die Natur; ich polarisire die Kerls, und das gibt Organism. —

Er hat übrigens mehrere Organisationen versucht; wovon wir noch eine mittheilen müssen, die gar hübsch ist. Erfunden hat er sie freilich nicht, sondern wie es scheint aus dem schon veralteten Münchner Streite gelernt, wo der wackere Thiersch beinah des Todes gewesen wäre. Das Verdienst sie frisch zu färben und etwas anders aufzustutzen bleibt ihm aber. Er

polarisirt nemlich die Norddeutschen und Süddeutschen. Sie werden, sagt er, von zwei Hauptgeistern regiert, die sich einander entgegengesezt sind; darum finden wir bei den Norddeutschen die Verstandesphilosophie, die witzige, humoristische und fantastische Poesie, bei dem Süddeutschen aber das Gefühlvolle, Ernste, Leidenschaftliche, Katholische und Naturphilosophische. — Welche geografische Grenze er bei dieser Abtheilung zwischen Nord und Süd annimmt, ist ungewiß; er äußert sich über solche Kleinigkeit nicht. Wahrscheinlich zieht er seine Grenze in zahllosen Zickzacken von der Nordsee zum Adriatischen Meer und von Polen nach Frankreich hin und her, öfters um einzelne Städte und Dörfer, ja um einzelne Straßen und Häuser herum, damit alle Geburtsplätze seiner Lieblinge mit der süddeutschen Farbe enclavirt werden und wenn sie selbst an der Ostsee oder in Island lägen. Ist doch sein Liebling Böhme ein Lausitzer und Görres aus Coblenz; dagegen Wieland, Paulus und Rottek aus Schwaben, Friedrich Schlegel aber aus Hannover, Tiek aus Berlin und Steffens gar aus Skandinavien. — Begreife dies wer höheren Verstand hat als wir. Wir Alltagsmenschen denken bei

Nord und Süd an Weltgegenden und geografiſche Lage. Hr. M. hat etwas Sublimeres vor Augen. Seine Geografie iſt wahrſcheinlich auch ſo ein fingirtes Ding wie ſeine Geſchichte und muß auf dichteriſche oder naturhiſtoriſche Weiſe conſtruirt werden.

Wir laſſen ihn conſtruiren. Wir überſchlagen eine Menge Stellen ſeines Buchs die zum Streit verlocken könnten; wir kümmern uns nicht einmal um die vornehme Manier womit er ehrenwerthe Schriftſteller wie Schlözer, Joh. Müller, Zſchokke und Rühs beachſelzuckt; eben ſo wenig um die unartige Art wie er gegen die Stunden der Andacht ausſchlägt, die ihm natürlich geringer dünken als die zukünftige Andacht die man aus der Görres-Religion ſchöpfen wird; und wenden uns zu ſeinem Kapitel über Kunſt. Dies iſt ſehr gewichtig. Es iſt reich an ſeltſamen Urtheilen, vor allen überſchwenglich an Canoniſationen des Mittelalters; denn trotz der heiligen Urwelt trotz den Kosmogonien der Babyloner und Inder ſcheint doch Hr. M. am lebhafteſten für das Mittelalter zu fühlen. Dieſes Alter wird in ſeinen zwei Bänden gleichſam zur Gottheit perſonifizirt, deren Exiſtenz nicht blos, ſondern deren höchſte Eigenſchaften über allen Zweifel

erhaben sind; so daß man sie nur anzubeten nicht erst zu beweisen nöthig hat. Leider hegt nun mancher noch gar große Zweifel in diesem Puncte, und schon öfters ist die übertriebene Veneration des Mittelalters bekämpft und bespöttelt worden. Da jedoch unser Literator dergleichen ignorirt und von neuem frische Jünger zu werben sucht, so scheint ein Wort darüber noch immer an der Zeit. Wir erlauben uns daher, bei der Mittelalterei und überhaupt bei dem Kern der Verkehrtheit, die in unsrer gegenwärtigen Literatur umherspukt, länger zu verweilen.

Es ist sehr zu bedauern daß Hr. M. seiner Vergötterung des Mittelalters kein Portrait beilegt. Wie bequem könnten wir alsdann aus den symbolischen Geberden und Attributen auf Ursprung, Geschlecht, Alter und Character seiner Gottheit schließen! Ihre Person scheint zwitterhaft. Vielleicht prangt sie mit Vervielfachung der Extremitäten, etwa mit einer gewissen Zahl von Beinen, oder — damit sie nicht an Indische Götzen erinnern — mit Gesäßen; was erwünscht wäre um danach zu ermessen auf wie viel Men-

altern und Jahrhunderten sie stehe und sitze, denn das Mittelalter wird bekanntlich für einen großen Zeitraum gehalten. Uebrigens dürfen wir ihrer Gestalt, ihrem Antlitz einen ziemlichen Liebreiz zumuthen. Wie wäre sie sonst eine Art moderner Madonnen geworden für manche Menschen, von denen sich doch nicht behaupten läßt, daß sie grade an Gefühl und Sinnlichkeit Mangel hätten, wenn auch ihr Wissen oder ihr Verstand etwas beschränkt sein sollte?

Wir denken uns nun, ihr Portrait sei wirklich vorhanden und der Künstler habe sie nach unsrer Vermuthung oben liebreizend und unten vielgefäßig gemacht; was wäre darüber zu sagen? Sicher müßte man das Verfahren materiell oder willkührlich schelten; **materiell** weil er an einem Idol, das sein hübsches Gesicht mit andern Idolen gemein hat, nichts weiter anzudeuten gewußt als wie viel Säkula es alt geworden; **willkührlich** weil es schiene als habe er uns aufbinden wollen, mehrere Jahrhunderte hinter einander hätten nur Ein Gesicht und stets das gleiche gehabt. — Anfang und Ende des Mittelalters liegen wahrlich so getrennt daß eins dem andern weit nicht so ähnlich sieht, wie die Allongenperücke des

Vierzehnten Louis dem Tituskopfe der Revolution, und doch haben diese kaum Ein Jahrhundert zwischen sich, geschweige denn zehn oder mehr. Wollte Jemand ein Idol fertigen, worin das achtzehnte Säkulum ganz zu erkennen wäre, Himmel, aus welchen Partikelchen müßte das Ding komponirt werden! Und nun gar das Mittelalter, zehnmal länger und unendlich verschiedner in seinen Stellungen, Schicksalen und Productionen! Versuchen wir, uns nur einige Züge desselben zu denken, etwa so:

Im Anfang ein roher wilder Bube, hinlänglich dumm und gehorsam den Priestern; allmählig klüger und von Zweifeln berührt; wegen Ungehorsams mit Bannruthen gezüchtigt, doch trotzig und bald hie und da sich widersetzend wie ein freiheitlustiger Jüngling; zuletzt ein Mann, im Besitz von Kenntniß, worvor die Priester erschrecken, und von Kraft die der Bannruthe spottet. — Man denke sich's, wie es in der linken Hand die Kaiserkrone, in der rechten die päpstliche trägt. Zuerst hebt es die linke hoch auf, dann die rechte; und wie diese culminirt, senkt es jene, bis es beide herab und tief gegen den Boden drückt. Unterdessen gewahrt man auf seinem Antlitze eine

Begleitung dieſer Action mit Kriegszern und Wehgeſchrei, mit Proceſſionsgeſang und Hohngelächter. Es ſchneidet der Grimaſſen ſo viele, daß ſie hundertweis ſich verſchlingen, und ſo fürchterliche, daß man ſich abwenden muß.

Wie wäre auch der Anblick zu ertragen, wenn es z. B. darzuſtellen ſich bemüht: die Luſt des Marburger Inquiſitors an der Geißelung der gutmüthigen Eliſabeth, und das Kniſtern der Flamme aus den Scheiterhaufen ſo vieler Tauſend auf Befehl des Römiſchen Stuhles Verdammter? Dazwiſchen allerlei rohes Gezänk ſelbſt unter den Vornehmſten der Nation, wie des Abtes von Fulda und des Cölner Erzbiſchofs über den Ehrenplatz (. Kaiſer Friedrichs Seite, oder die blutige Beſudelung des Altars, welches ein ähnlicher Zwiſt im Goslarer Dome veranlaßt? — oder wollüſtiges Gekoſe zu Lyon und Avignon, untermiſcht mit furchtbaren gegen Deutſchlands Ruhe und Glück ausgeſtoßenen Flüchen? — oder den triumfrenden Übermuth des Königs Albrecht der den Wienern, und des Erzbiſchofs Adolf der den Mainzern ihre Freibriefe zerreißt? — Das Schelten und Sträuben Gregors des Siebten, wie er aus der Peters-

kirche gewaltsam gezerrt und geschleppt wird? — Die Verwünschungen des vierten Heinrich gegen seinen heuchlerisch verrätherischen Sohn, und das Jammern der Sachsen, die Karl der Große als Streiter des Glaubens bei Tausenden abschlachtet? — Wie soll man es aushalten, wenn es mit scholastischer Grübelei die Dummheit des Aberglaubens, mit ritterlicher Galanterie die roheste Ungezogenheit, mit wirklicher Andacht die heuchlerischste Demuth, mit sittsamer Einfalt die widerlichste Schamlosigkeit in einem und demselben Angesichte zu paaren unternimmt? —

Nimmermehr ist zu glauben, daß jene Gottheit dies alles — und wie viel mehr noch! — in Einer Person repräsentiren; nimmermehr, daß ein Autor von nur einigem Geschmack ein solches non plus ultra von widersinniger Composition für das Bild einer Gottheit halten und als seine Madonna aufpflanzen könne. Alte Poeten haben freilich von einer Saturnischen Zeit gefabelt, sie haben das selige Leben in Arkadien erblickt; wie aber unsre heutigen Fabler das Mittelalter dazu erwählen, wie sie gar im Ernst uns vorpredigen können, nur dort sei Arkadien, das ist zu stark. Und doch dürfen wir diese Behauptung, weil sie

auf den ersten Blick paradox und verkehrt scheint, nicht ohne nähere Prüfung bei Seit werfen. Es wäre ja möglich, daß die Herrn recht gut wissen, worauf ihr Glaube sich stüzt, und nur die Grille haben, ihre Beweise für sich zu behalten; oder daß sie gar, wie sie pflegen, mit ihren Worten andre Begriffe verbinden, als man in gewöhnlichem Sprachgebrauch ihnen unterlegt. Denn so ganz kann doch eine Vorstellung oder Idee, der man seine tiefste Verehrung bezeigt, nicht aus der Luft gegriffen sein; es wird etwas Wesentliches geben, woran sie geknüpft oder aus dessen Erschauung und Erkenntniß sie hervorgegangen ist. Wer eine Wolke statt der Juno umarmt, hat sicher einigen Grund gehabt zu glauben, daß Juno wenigstens eben noch gegenwärtig war. Drum müssen wir uns Licht in der Sache schaffen. Wir müssen vor allen dem Begriffe nachspüren, der in dem Worte Mittelalter steckt, sobald es mit andächtiger Miene als heilig und göttlich gedacht und ausgesprochen wird.

Zuerst dringt sich uns die Vermuthung auf, ob die Gläubigen auch wohl das ganze bunte gestaltenreiche Mittelalter, oder ob sie nicht vielmehr ein Etwas daraus, eine erhabene dem Mittelalter in

seiner Länge allein angehörige Eigenheit bei ihren Hymnen im Sinn haben. Allein wo ist dies unbekannte x? wo findet sich der Faden der durch das ungeheure Gewebe vieler Jahrhunderte sich schlingt, und so auffallend kenntlich so durchaus originell ist, daß man nach ihm die ganze Zeit benennen, sie durch ihn als repräsentirt betrachten kann? wo ist in dem entsetzlichen Gebäude unter der Unzahl von Pfeilern grade die Hauptsäule oder das Doppelpaar von Säulen, worauf die vorragende Kuppel ruht?

Wir sehen uns vergeblich danach um. Wollten wir auch den Feudalism dafür halten, so währt seine Geschichte noch um einige Säkula länger. Er hat kaum jezt, geschweige anno 1300, ausgelebt; und gesezt er wäre gemeint, so gibt es in seinem Wesen eben so viel widrige als würdige Partien; er könnte alles eher sein als ein unschuldiges Arkadien.

Eben so wenig können wir auf das Papstthum rathen. Es hat seine glänzende Höhe allerdings im Mittelalter gehabt, allein weder die Characture der Päpste noch ihre Thaten dürften dazu geeignet sein dem Mittelalter das schmeichelhafte Compliment einer allein herrlichen und heiligen Epoche der Menschheit

zu verschaffen; schon deshalb nicht, weil ihr Ansehn als Oberhirten einer großen Menge von Christen noch immer gilt, und weil es in neuerer Zeit einige Päpste von nicht geringerem Character als die charaktervollsten des Mittelalters, und sogar keinen gegeben hat, der nicht würdiger für Petri Stuhl gewesen wäre, als manche vor der Zeit der Reformation. Sicher haben deshalb die Verehrer des Mittelalters ein geistigeres Object im Auge als den bloßen Unterschied zwischen der heutigen und ehemaligen äußern Größe der Hierarchie, und gedenken weniger der päpstlichen Macht als des Glaubens daran, besonders wenn dieser Glaube ihnen als die reinste und einzige Quelle des echten Menschenglücks erscheinen sollte. Aber ist denn der Glaube an die Nothwendigkeit hierarchischer Herschaft aus Europa verschwunden? wie bestände noch immer das päpstliche Ansehn, wenn dies der Fall wäre? Oder sollte die beseligende Kraft desselben nicht die gleiche sein, ob seine Anhänger von Malta bis zum Bothnischen Meerbusen oder nur bis zur Hälfte Wegs wohnen? Noch ist ihre Anzahl groß; und ist also ihr Glaube dasjenige was einem Zeitalter den hervorstechenden Character der Göttlichkeit ertheilen soll, so

branchen wir nicht aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurück, ja nicht einmal über die Alpen hinaus. Höchstens kann ein eifriger Freund der Römischen Curie sich ärgern, daß sie viel Gegner hat, und daß diese Gegner heut zu Tag ohne Furcht vor Kerker und Flammen sich äußern dürfen. Wie leicht bietet aber der Aufenthalt unter den Piemontesen und Calabresen, in Sizilien und Spanien, ja im Kirchenstaate selbst wo man die unmittelbarste Wirkung der Hierarchie, folglich nichts als Menschenglück, um sich her antreffen wird, den besten und vollständigsten Ersatz dagegen! Wenn in der wirklichen Welt das höchste Gut so leicht zu haben ist, wenn Millionen Menschen in seinem Besitze sind, so ist schwer zu begreifen, wie Jemand jammern kann, daß es nicht mehr auf Erden und nur in Erinnerungen an ein längst gewesenes Ehmals zu finden sei.

Wir trauen diese Thorheit selbst unsern Mittelzeitigen nicht zu; Herrn M. einmal nicht, von dem wir schon wissen, daß eine Kirche, deren Lehrsätze man in Büchern finden kann, nicht die seinige ist, der also bei der Apotheose des Mittelalters grade am lezten an die Römische Hierarchie denken wird.

Was können sie aber sonst meinen, wenn nicht das volle tausendjährige Mittelalter oder eine von Alfa bis Omega hindurchziehende Eigenthümlichkeit? Vielleicht partem pro toto, das umfassende Wort in engerer Bedeutung, so daß man die tausend Jahre in hundert oder gar in zehn, und die Zahl der damals existirenden Staaten — wir denken nur an die christlichen — gleichfalls in die möglichst kleine zusammenziehen muß. Demzufolge wären einzelne Momente aufzusuchen, die in Bedeutsamkeit und Würde alles überböten, was in antiker und moderner Welt vorgefallen, oder ein Volk oder nur ein Stand im Volke, der eine Stufe von Geistesgröße und Sittenreinheit errungen, die der Himmel nur einmal und nur im Mittelalter und nur einigen Sterblichen allein verliehen hat.

Es wird uns wunderlich bei dieser Aufgabe zu Muth. Die Juden sprechen von einem auserwählten Volk Gottes und von einem Land der Verheißung; sie wissen aber das Land zu nennen, nemlich Palästina, und das Volk nemlich sich selbst. Unsre Mittelzeitigen machen es nicht so vernünftig; sie sprechen von einer Zeit der Verheißung aber nicht etwa von einer künfti-

gen, das ließe ſich vergnügt mitglauben, ſondern von einer vergangenen, und geben nicht einmal eine beſtimmte Jahrzahl an. Man iſt verurtheilt unter tauſend Jahren und viel Völkern und Städten herumzuſuchen. Welch eine Reiſe, wenn noch Niemand ſie gemacht hätte! Zum Glück iſt das Gebiet, welches ſie durchſtreifen ſoll, kein unbekanntes mehr; es iſt ſo oft und von ſo gründlich ausgerüſteten Wanderern im Großen und theilweis beſucht und beſchrieben, daß irgend einer die Region der Verheißung müßte berührt haben. Schreiber dieſes hat auch Reiſen hinein gemacht; da er aber ſich nicht zutraut, alles geſehen zu haben, ſo fragt er bei vorzüglichern Wanderern an, z. B. bei Raumer, Hüllmann, Kortüm, Wilken, Stenzel, Schloſſer, Wachler, Menzel (verſteht ſich, bei K. Adolf Menzel in Breslau, nicht bei Wolfgang) und andern. Leider will keiner von der Zeit der Verheißung in der ganzen Geſchichte des Mittelalters etwas geſehen haben. Sie melden allzumal gar merkwürdige Vorfälle, ſie ſprechen auch von tüchtigen, ja mitunter von edlen und großen Characteren, allein von übermenſchlichen und göttlichen Jahrzehnden und Völkern gar nichts, eher noch von ſehr unmenſchlichen

und ungöttlichen Zeiten; was Niemanden Wunder nimmt, der die Geſchichte der Menſchheit vom Paradieſe bis Peru kennt.

Ein Prieſter der Mittelalterei könnte hier mit einigem Unwillen entgegnen: Wir ſeien Hänſe, unſer Wiſſen ſtütze ſich auf Bücher; aber ſo wenig das Weſen des Katholicism in Büchern zu leſen ſei, eben ſo wenig das wahre Weſen des Mittelalters. Er habe kein Buch befragt ſondern ſich vermöge Inſpiration in die Vorzeit verſetzt und mit andern als Chronikaugen geſehen; und kurz, Er wiſſe was er wiſſe.

Die entſchiedene Behauptung einer Thatſache ſoll man keinem Augenzeugen ins Geſicht läugnen, ſchon aus Höflichkeit nicht, und wenn ſie noch ſo unglaublich klingt. Meint alſo der Herr, der leibhaft noch auf Erden umgeht, er habe ſchon vor 500 und mehr Jahren den Welthändeln zugeſchaut, nun gut, ſo wollen wir's gelten laſſen. Nur wäre zu wünſchen, er hätte auch wirklich was rechts geſehen, denn die bloßen Exclamationen über damalige Wunderkraft und Gemüthlichkeit und Lebensluſt und Seelenwonne, und wie die Offenbarung überall in Perſon aus Geigenklang und Malerpinſeln geſprochen, wollen doch nichts

heißen. Belege dafür wären uns erwünschter, und überhaupt wenn er Neues zu erzählen wüßte, wovon in den Büchern nichts steht.

Wir nehmen uns die Freiheit in dieser Beziehung einige Fragen vorzulegen, auch Antworten beizufügen, doch nur gemeingeschichtliche und nicht zur Erschöpfung des Gegenstandes, sondern blos zur Erinnerung und Andeutung. Vielleicht erzürnt sich der Exopt des Mittelalterdienstes über die profane Gemeinheit unsrer Ansichten, und theilt uns bei der Gelegenheit in öffentlichen Blättern aus seinem Schatze von Erinnerungen die kostbarsten Stücke mit. Wir hoffen alle Freunde der Geschichte danken uns, wenn wir's veranlassen. — Eine planmäßige Folge von Fragen wird nicht nöthig seyn. Beginnen wir deshalb mit der ersten besten, etwa mit folgender: War das Menschengeschlecht damals rüstiger als jetzt, von höherem Wuchse und keiner Krankheit unterworfen? Hier konnte der Exopt noch lächeln und erwiedernd fragen: ob wohl im ganzen Nibelungenlied ein Mensch an Krankheiten sterbe? ob nicht

in der Wilkina Saga ein Held vorkomme, der zwei Spannen Raum zwischen den Augen gehabt? ob nicht der wüthende Roland ein haushohes Unthier mit einem 100 Centner schweren Anker ganz allein ohne alle Hülfe aus dem Meer ans Land gezogen habe? — Doch wir dürfen seiner Antwort nicht vorgreifen; wir wissen ja nicht, was er zur Mittelalters Zeit in den damaligen Spitälern gesehen; wir wissen nicht, was er für Riesenknochen vorzeigen wird von Menschen, die damals auf allen Gassen unbestaunt herumgingen und die heutzutag für alles Gold der Welt nicht aufzutreiben sind. Bis er dies thut, halten wir uns an bekannte Angaben, daß es nemlich große und kleine, kranke und gesunde Menschen gegeben wie jetzt noch. Freilich muß die neueste übertriebene Studienzucht, die nicht von Rousseau's, Salzmanns und Pestalozzi's erfunden ist, unsre Jugend blässer und schwächer machen, als ein frisches Leben in freier Luft und ein tüchtiges Turnen; welches letztere man, beiläufig gesagt, mehr befördern sollte als z. B. den zwecklosen Versuch mancher Gymnasiallehrer, ihre Schüler, die am Lateinschreiben schon genug haben, noch mit Griechischen Exercitien zu plagen. —

Vielleicht waren die Frauen im Mittelalter schöner als jetzt? Hoffentlich nicht, oder es müßten die alten Steinhauer und Maler sehr hinter den Originalen zurückgeblieben seyn, ungleich den heutigen Porträtisten, die eher hinzuschmeicheln als abziehen. Aus den Schilderungen der Minne- und Ritterdichter läßt sich auch nichts von höherer Schönheit ersehen, denn «eine klare Magd», eine «viel minnigliche», eine mit «viel spielenden Augen» begegnen uns noch immer so gut wie einem Ulrich von Lichtenstein und einem Hans Hadlub.

So waren sie wohl sittsamer, häuslicher, unterrichteter, verständiger, und solche Muster von Ehefrauen und erziehenden Müttern, daß wir jetzt schwerlich ähnliche antreffen? — Wir zweifeln ob die Geschichte dies bejaht. Das Wort unterrichteter wird sie wenigstens sogleich ausstreichen, weil es im Lexikon des Mittelalters nur als unbräuchlich, d. h. in Bezug auf die Frauen, vorkomme, da in der damaligen Christenheit an den Unterricht des weiblichen Geschlechts fast eben so wenig gedacht wurde, wie noch jetzt in der Türkei. Und was die übrigen Compara-

tiven und Prädikate in unsrer Frage betrifft, so wird sie die Achsel zucken und so viele Beispiele von Unsittlichkeit herzählen, daß die Annahme einer gediegenen Moralität jener Jahrhunderte sehr problematisch wird. An die Theodoren und Marozien braucht man gar nicht zu denken; eben so wenig an eine Lucretia Borgia, bei deren Nennung man nur eine Parallele zwischen der heidnischen und christlichen Stadt Roma zieht. Was für Schlüsse sind aber auf die vornehmsten Stände zu machen, wenn man von der Unsauberkeit des Avignonischen Lebens liest? oder von den Frauenhäusern zu Bern, die der Stadtrath für den Hof des Kaisers Siegmund zu säubern und frisch zu füllen befahl? oder von Boccazzischen Frauen und Pfaffen? oder von dem Gebot des Basler Rathes, hübsch alles Ungezogene zu beseitigen, damit die nächstens beim Concil eintreffende Gesandschaft der häretischen Hussiten nicht durch den Anblick skandalöser Dinge und Dirnen beleidigt werde? — Die bloße Möglichkeit einer solchen Gesandschaft ist schon ein starkes Argument gegen die Meinung, als müsse die heutige Welt sich vor der überwiegenden Sittsamkeit der ehemaligen beugen; denn wie konnt es Hussiten

geben ohne die Wahrheit Boccazzischer und anderer Novellen?

Glänzen aber Muth und Tapferkeit nicht im Mittelalter am schönsten? — Schwerlich. Die Ritter können den Preis nicht ansprechen; wie wären sie sonst von Schweizer Hallbarten und Morgensternen nicht blos zu Hunderten und Tausenden gefallen, sondern auch zu Tausenden davon gelaufen? oder schiebt man die Schuld auf den Gebirgsboden, warum verlor Albrecht Achilles das blutige Treffen bei Pillereut gegen den Bürgerstand? warum vermochte die Ditmarser Bauerschaft die Spolien eines sechsmal größern von ihr besiegten Ritterheers in der Kirche zu Wörde aufzuhängen? — Man schlug sich und ward geschlagen, wie eben jetzt auch. Man maß auch Waffen und Vortheile nicht, wie im Turnier und Gerichtskampf, gegen einander ab. Im Gegentheil strebten die Feldherrn recht klug in ihrer Art zu verfahren, und List wurde nicht verschmäht, wie der Sieg über Friedrich den Schönen bei Mühldorf beweis't. Die edelste Tapferkeit aber that sich damals wie immer kund, wo für Recht und Vaterland gestritten ward. Nur verfuhr man unstreitig barbarischer im Kriege, und im

Verwüſten und Verbrennen zeigte ſich, allen Chroniken und Kaiſeredicten zufolge, eine ſo fürchterliche Rohheit, daß wir, wenn eben dieſes Punktes gedacht iſt, kaum mit der Frage hervortreten:

Ob die antike und die gegenwärtige Zeit vom Mittelalter überhaupt an Humanität überboten werde? — Humanität? was iſt darunter zu verſtehen? Etwa alles Menſchliche, die geſammten Merkmale des Menſchengeſchlechts? — Immerhin. Nur unterſucht, ob heute weniger als ehmals ſich Gelegenheit bietet, eine größere Menge menſchlicher Fähigkeiten entwickelt zu ſehen. Wir ſtimmen für's Heute, denn je höher die Kultur wächſt, je vielfacher zeigt ſich, was der Menſch vermag. Es wäre indeß möglich, daß die Ueberzahl an Merkmalen, die der menſchliche Geiſt im achtzehnten vor dem des dreizehnten voraus hat, grade zur Abtheilung der ſchlechten und ſündhaften gehörte und uns mehr zum Nachtheil als Vortheil gereichte. Unſer Epopt mag die ſchwierige Materie erörtern, und die Entſcheidung abfaſſen. Es wird ſich hoffentlich daraus ergeben, wie viel wir durch Erweiterung des Wiſſens, durch größere Sicherung des Lebens im Verkehr und auf Reiſen, durch

die Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten, an Ungezogenheit, Härte, Grobheit und Ungroßmüthigkeit gewonnen oder verloren haben. Nähmen wir das Wort Humanität alsdann in Cicero's Sinne, so wäre die Abwägung der Humanität des Mittelalters gegen die heutige leicht abgethan.

Wie aber, wenn Jemand mit der bekannten Bemerkung dazwischen träte, daß die Verfeinerung der Sitten und ein äußerer Anstand in Worten und Werken oft mehr Unsittliches verberge, als eine rohere Derbheit oft unverhüllt zur Schau trage? Dagegen ließe sich nichts erwidern, als daß ja das Wörtchen oft die Andeutung, als müsse mit dem feineren Benehmen das Unsittliche und mit der Rohheit das Sittliche gepaart sein, schon von selber aufhebt. Und solche nothwendige Paarung wird wahrscheinlich Niemand im Ernst verfechten wollen. —

Wir lassen also von diesem Gegenstande ab, der freilich eine förmlichere Untersuchung verdient; doch wünschen wir noch, daß unser Exopt in seiner Antwort auch die Diplomatie des Mittelalters berücksichtigen und unter andern die Meinung widerlegen möge, als hätten die Staatsführer damals so gut wie später sich

zu überlisten gesucht, trotz ihrer derberen Ausdrücke und Handlungen. Zwar wurden erst gegen Ende des Mittelalters von den Höfen Italien's die verrufenen Finessen der Diplomatie und Politik ausgeklügelt und mit jener bekannten Schamlosigkeit gehandhabt, die unser Jahrhundert nicht nachzuahmen wagt; aber jene Finessen waren schon früher in den Zwisten des Papstthums mit den Königthümern im besten Wachsen und Gedeihen. Demungeachtet mochte des Thaddäus von Sessa Sendung nach Lyon zum Innocenz so bedenklich sein, wie eine Gesandtschaft nach Constantinopel in die Nähe der Sieben Thürme. Und was die Ehrennamen betrifft, womit Päpste und Könige einander belegten, so reden sie der Humanität eben so wenig das Wort wie — um nur vom zwölften und dreizehnten Jahrhundert zu sprechen — die Ergreifung des Papstes Paschalis in der Peterskirche, die unwürdige Haft des löwenherzigen Richard, die Greuel Ezzelin's, die Verurtheilung Konradin's, das schimpfliche Ausbieten der deutschen Krone im Interregnum und die barbarische Mißhandlung, die dem achten Bonifaz den Tod zuzog.

Gehen wir vom gegenseitigen Ton der Machthaber zur Polemik der Schriftsteller über; was für Schlüsse für und wider den Anspruch auf Humanität finden sich da? — Keine tröstliche, glauben wir. Man denke nur an den berühmten Abälard und an seine Flucht vor den stärkern Kartheserschreiern aus Paris. Oder waren die Martern, die der unglückliche Huß noch vor seiner Verdammung, durch die blos sophistischen Disputationen mit den scholastischen Systemsgegnern d'Ailly und Gerson, erdulden mußte, etwa minder bitter, weniger der Gelehrsamkeit unwürdig und also minder inhuman, als unsers Zeitgenossen Schelling böotische Unarten gegen den feingebildeten Jakobi?

Aber wozu dergleichen Gegensätze über ehmalige und jetzige Schönheit und Stärke, Muth und Sitte, Artigkeit, Humanität u. s. w.! Ihre Bejahung und Verneinung ist am Ende nicht im Stand, einem Zeitalter denjenigen Heiligenschein umzuthun, welchen jugendliche Verehrer des Großen für echt und leuchtend gelten lassen. Auf große Unternehmungen kommt es an, wo nicht kleinliche Selbstsucht und Tyrannei die Völker anführt, sondern die Uebermacht einer Idee sie fortreißt;

wodurch ſie ihren Sinn für's Edle und Erhabne bezeugen.

Nun wohl, das kann man gelten laſſen. Was ſoll aber durch Anwendung dieſes Satzes für's Mittelalter gewonnen werden? — Sicher nicht mehr, als Beſtätigung des nüchternen Ausſpruchs: Eine große Unternehmung eines ganzen Volkes iſt ſehr ſelten. Antike, mittlere und neue Geſchichte führen den Beweis, und beweiſen auch, daß kein Zeitalter ausſchließlichen Anſpruch auf dieſe ſeltene Erſcheinung zu machen habe. Belege dagegen laſſen ſich von Niemand als von unſerm Epopten erwarten. Daß er die wirkliche Geſchichte dazu benutzen werde, bezweifeln wir. Wenigſtens ſcheint es gewiß, daß er weder Karl, Otto, Heinrich den Finkler, noch Alfred, Wilhelm den Eroberer und die Friedriche, ſelbſt nicht die Italiſchen Städte und die Eidgenoſſen als Verfechter aufſtellen wird; denn was hülf' es ihm, wenn er dadurch nur die Ausſtellung von Gegenſtücken aus der neueren Heldengallerie veranlaßte, und bei den Eidgenoſſen z. B. (die überdem erſt in den letztern Jahrhunderten des Mittelalters florirten, worauf die Vergötterer nicht ſo viel als auf frühere zu halten ſchei-

nen) an das leidige Nord-Amerika erinnerte, und an die jetzigen Griechen, die sich endlich über die Byzantiner zu erheben suchen?

Noch weniger wird er vermerken lassen, daß auch das Mittelalter einen dreißigjährigen Krieg, nemlich im eilften Säkulum, aufzuweisen habe, der noch beglückender als der neuere im siebzehnten, und ebenfalls wie dieser das Geschenk der Kirche und eines Kaisers (Heinrichs IV.) gewesen ist. Eher könnte er — und das ist wahrscheinlich, fals er nicht alles bisher Bekannte rein verschmäht und allein auf das Tagebuch seiner Inspirationsreise sich stüzt — mit den Kreuzzügen auftreten. In ihnen haben ja Hunderte, wenn sie auch nicht grade zu der Klasse der Verzückten gehörten, den schönsten Beweis entdeckt, daß die Menschheit wirklich der Selbstopferung für Ehre, Glauben und Wahrheit fähig sei. Wird nun gar das Licht der heutigen Geschichtsfilosofie auf sie geworfen, so muß es nichts Wunderbareres und keinen Glanz geben, der den ihrigen überstrahlte. Sie werden zum Leuchtthurm für jeden, der in der flachen neueren Geschichte herumschwimmt und sich nach geeignetern Küsten sehnt; so daß sich leicht abnehmen läßt,

wie ſelig unſerm Epopten, der die Kreuzzüge ſelber mit angeſehn und den Leuchtthurm im Beſitz hat, zu Muthe ſein mag, wenn er auf das Gehudel und Geſtrudel unter ſich herabſchaut.

Der Blick des Verzückten iſt uns nun leider nicht verliehen. Wir gehören nicht einmal zu jenen Hunderten, welche von der bekannten Anſicht «die Völker «Europas hätten ihr Heldenalter gleich den Griechen «gehabt und die Kreuzzüge ſeien die kräftigſte und «höchſte Aeußerung deſſelben, erhabner und Homers «würdiger als der Trojaniſche Krieg,» ſo hingeriſſen werden, daß ſie ſofort nichts als Helden in den Kreuzfahrern und nichts als ehrenwerthe Motive zu ihren Handlungen ſehen. Wir ſind vielmehr der Meinung, daß in der jetzigen Europäiſchen Welt noch eine Friſche und Thatkraft und ſo lebendige Theilnahme am Großen, was dem Verſtand und Herzen imponirt, vorhanden iſt, daß von einem Vorrang des Mittelalters auch in dieſer Beziehung nicht die Rede ſein kann. Heißt das zwölfte Jahrhundert ein Heldenalter, mit welchem kriegeriſchen Ehrentitel ſoll man erſt das achtzehnte, die Zeit Friedrichs, Washingtons und Napoleons, bezeichnen! Und nicht um einen vergänglichen

Modewahn der unsre Vorfahren bethörte, sondern für eine reine und ewige Idee wäre das jetzige Europa fähig das Schwert zu ziehen. Es wäre genug nur zu wissen, daß es die Erlösung eines unterdrückten Volks gelte, das von Asiatischen Tyrannen nur Hunde geschimpft und wie Hunde behandelt wird, um Millionen Herzen mit dem edelsten Zorn zu entflammen und zum gefahrvollsten Kampf zu bewegen.

Wieviel Predigten, sogar ein Concil und die persönliche Aufmunterung des Statthalters Christi bedurfte es, um den ersten Kreuzzug zu veranstalten! und das in einer Zeit, wo keine Polizei die Menschen festhielt, wo Ritter und Volk ungehindert sich auf den Weg machen konnten, wo der Kirchenglaube himmlischen und der geträumte Sieg irdischen Gewinns die Fülle darbot. Und dennoch wurden nicht alle occidentalische Völker zu gleicher Zeit, sondern nur allmählig, ja öfters nur durch Drohungen, zur Annahme des Kreuzes bewogen. Wäre dies heut zu Tag der gleiche Fall? Wahrhaftig, nichts fehlte uns als nur die schweigende Erlaubniß der Machthaber, und unzählige hätten sich aufgemacht den Griechen persönlich zu helfen, so wie unzählige, weil sie ihre Faust und ihren

Kopf nicht bieten durften, ihr Scherflein an Geld und Waffen hinsandten, um das unglückliche und muthige Volk wenigstens zu erquicken und zu ermuntern. — Und mit wie andrer Ordnung und Kriegseinsicht wäre man diesmal im neunzehnten Säkulum gegen die Muselmänner zu Werk gegangen, als es vor 600 Jahren geschah, wo eigentlich mehr Schmach als Ruhm geerntet ward!

Grade die Kreuzfahrten sind es also, die dem Selbstgefühl der neueren Zeit eine Waffe der Vertheidigung reichen, sobald man sie wie einen Spiegel der Beschämung ihr vorhalten will. Sie sind reich an Zügen von Gemeinheit, Neid, Lügen, Grausamkeit, Habgier und Unzucht, Herabwürdigung des Adels und der Klerisei, so reich daß dadurch den schöneren Zügen von Tapferkeit, Frömmigkeit, Großmuth und Enthaltsamkeit, die sie gleichfalls liefern, mehr als die Waage gehalten wird. Blicken wir nun vollends vom großen Asiatischen Heerwege seitab in andre Länder, wohin die herzlose Hierarchie so viele habsüchtige dummgläubige Ritter- und Bauerschaaren, mit dem Kreuz des Erlösers voran, zu Mord, Plünderung und Brand geführt hat; sollen uns da jene glorreichen Muster

erscheinen, die unsern Geist mit himmlischem Feuer entzünden? Soll etwa das Bild der Zerstörung, wie es der scheusliche Waldenserkrieg aufgestellt, unter uns neue Kreuzprediger erwecken, damit in irgend einer Deutschen, Französischen, Englischen Gegend ähnliche Greuel zur Ehre Gottes geschehen? — Der Himmel behüte uns davor.

Das Wort Mittelalter hat in der Vorstellung seiner Verehrer etwas Mysteriöses. Nun wollen unsre Leser sich gütigst erinnern, daß wir im Sinn hatten, dem dunkeln Begriffe, der damit verbunden wird, möglichst nachzuspüren. Daß dieses Vorhaben noch nicht gelungen ist, zeigen die voranstehenden Blätter, wo wir vergeblich von einigen Seiten ihm beizukommen suchten. Denn erstlich fand es sich unwahrscheinlich, daß man das vollständige Mittelalter meine; auch einzelne nur ihm und in seiner ganzen Dauer eigene Einrichtungen kamen uns nicht so überaus bewunderungswerth vor. Als wir ferner gewisse Momente und kleinere Abschnitte

ſuchten, die unvergleichlich genug wären um dem ganzen tauſendjährigen Reich den Heiligenſchein aufzuſetzen, ſo wollte ſich nichts Paßliches finden laſſen; und was wir auch nach entſchiedenen Vorzügen in ſyſtiſcher und moraliſcher Rückſicht fragten, es ſchien keine Antwort darauf möglich, welche zur Seligſprechung des Mittelalters berechtigen könnte.

Es gibt aber Menſchen in Menge, die mit Worten ſpielen wie Kinder mit Sand, woraus ſie allerlei geſtalten und mit Hilfe der Fantaſie jedes Ding darin erblicken das ſie eben brauchen. Werfen ſie mit Ausdrücken wie heilig, religiös, Kirche, göttlich, ſich offenbaren, das Abſolute, und ähnlichen leichtfertig um ſich; kein Wunder, wenn ſie mit einem Wort wie Mittelalter noch weniger Umſtände machen und damit ſtempeln was ihnen beliebt. Manche können nicht leben ohne etwas Neues, das ihnen imponirt, oder in deſſen Lob ſie eilfertig und mit voller Poſaune einſtimmen, um auch für geiſtreich, für tiefſinnig zu gelten, oder Aufſehn zu erregen. Andre, und deren ſind gleichfals genug, beurtheilen die ganze Welt nach ihrem eignen Wohl und Wehe; glauben ſie, im Mittelalter würde grade für ihren Geiſt und für

ihren Leib das wahre Paradies geblüht haben, so iſt ihnen die Gegenwart zum Aergerniß, und ſo umgekehrt. — Wie, wenn die meiſten unſrer Mittelzeitigen zu einer von dieſen Klaſſen gehörten? Wie? wenn eine irgendwo in der That vorhandene Sehnſucht nach dem Mittelalter ihnen hinreichend wäre, um ſie zur Lobpreiſung und zulezt ſogar zu ausſchweifender Verehrung hinzureißen? Wir haben deshalb zu beachten:

Ob nicht einzelne Europäiſche Völker, einzelne Abtheilungen derſelben, oder nur einzelne Stände und Städte wegen einer politiſch erbärmlichen Gegenwart befugt ſind, mit Sehnſucht ihren ehmaligen Zuſtand im Mittelalter zurückzuwünſchen.

Dies kann ſehr möglich ſein. Es iſt ja ſtets ſo geweſen, daß der eine litt wenn es dem andern wohl ging, und daß Wachſen, Blühen und Verwelken mit einander abwechſeln. Wo hier eine Familie zu Wohlſtand und Anſehn gelangt, verſinkt dort eine in Armuth und Dunkelheit. Wo eine Wiſſenſchaft und Kunſt vorzugsweiſe gepflegt wird, müſſen andre zurückſtehen. Jezt z. B. gedeiht die Oper, folglich muß das wirk-

liche Drama darben. Wie Babylons Flor längſt dahin war, wurde Bagdad die glänzendſte Stadt an der Grenze Meſopotamiens. Athen mußte der Größe Roms weichen, und was iſt das heutige Rom gegen das antike, oder gegen London und Paris? So hat jede Familie, jede Stadt, jedes Volk, jedes menſchliche Inſtitut ſeine beſſere Zeit, bis ſie dem allgemeinen Looſe der Hinfälligkeit unterliegen, und die Erinnerung an das Vergangene, wär' es auch nur von mäßigem Glanz geweſen, doch reizender iſt als der Anblick der Gegenwart. Wer wollte deshalb zweifeln, daß es nicht unter unſern Nationen, Städten, Corporationen und erlauchten Geſchlechtern manche gibt, die ſich unbehaglich in der Gegenwart fühlen und der Meinung ſind, vor Jahrhunderten ſei es beſſer geweſen!

Was nun die Deutſchen in Maſſe betrifft, ſo möchte eine ſolche Anſicht für ſie unpaſſend und vermeſſen ſein. Einzig dürften ſie vielleicht die Nationalgröße unter den Ottonen und erſten Saliern zurückwünſchen. Welches verworrene, ſtaatsrechtlich und geiſtig gleich rohe Daſein hätten ſie aber zugleich mit in den Kauf zu nehmen, wofür ihnen ſicher ihre jetzige Kultur und Geiſtesfreiheit trotz der politiſchen Zer-

ſtückelung nicht feil iſt. Ja bei ruhiger Betrachtung iſt ſelbſt jene alte Nationalgröße nicht ſo groß als man wähnt. Als der Kaiſer noch die Fürſten ſamt ihrer Dienſtmannſchaft zum Heerzug über die Alpen beſehligen konnte, war von keiner Bürgerſchaft als freien Gliedern des Reichs die Rede. Und als die freien Städte den Reichstag beſchicken durften, galt der Kaiſer nichts mehr. Wer am heutigen Bundestage Mängel erblickt, erinnere ſich nur an die Matrikel- und Gemeinpfennigtage zu Nürnberg.

Die politiſche Zerſtückelung iſt nicht blos von geſtern. Sie iſt älter als die Erhebung des Welfenhauſes auf den Bairiſchen Herzogſtuhl. Sie iſt ein Schickſal, das der Deutſche Volksſtamm bei ſeiner Geburt mit auf die Welt gebracht hat. Große Nationen werden überhaupt nicht geboren; ſie können nur unter günſtigen Umſtänden aus mehrern oder allen Zweigen eines Völkerſtammes zuſammenwachſen, wie ein Strom aus vielen Bächen und Zuflüſſen. Den Deutſchen Zweigen ſchien es wohl einmal möglich; ſie waren ſchon nahe dran, in eine machtvolle politiſche Säule ſich innigſt zu verbinden; aber die Kaiſer verſtanden es nicht und die Päpſte ſtemmten ſich mit Erfolg dagegen.

Frankreichs und Englands Schickſale waren anders. Beide Staaten werden ſich auch ganz beſonders vor der Rückfahrt ins Mittelalter bedanken. Niemand könnte unter ihnen den tollen Wunſch haben als höchſtens ein Radicaler wie Cobbett, der durch Canning's Anſehn die Luſt des Pöbels zu Revolten plötzlich beſchwichtigt ſah. Voll Aerger darüber komt er auf den Einfall die goldnen Zeiten der Eduarde, Heinriche und Richarde zu preiſen, wo er indeß ſchwerlich ſo unverlezt hätte deklamiren dürfen, wie in dem jetzigen freien England, das er verdammt und das ihn verlacht.

Die Italiener in Maſſe haben auch keine politiſche Herrlichkeit gehabt; ſie waren von innern Partheien, von Tyrannen und länderſüchtigen Fremden zerfleiſcht. — Die Portugieſen feiern ebenfals kein Mittelalter, man müßte denn das glorreiche Jahrhundert ihrer Seefahrten willkührlich mit jenem Titel beehren. An dieſe Zeit haben ſie aber recht, ſich mit Stolz zu erinnern und ſelbſt wenn ihr heutiges politiſches Barometer weniger unbeſtändiges windiges Wetter zeigen ſollte. — Nur der Spanier, vorzüglich der Arragonier, hätte Befugniß dem Mittel-

alter zu huldigen; doch wird er, wenn er tüchtig ist, nicht resignirend in die Vergangenheit, sondern thatkräftig und voll Hoffnung in die Zukunft blicken. Was ihm noth thut, wissen viele; es ist bei ihm bereits eingewurzelt und wird schwerlich auszurotten sein.

Die Schweizer behaupten eine möglichst sichre Stellung in der Europäischen Staatenwelt. Für Wissenschaft und Kunst zeigen sie frischen und regen Eifer. Ihre bewaffnete Macht ist zweckgemäß eingerichtet und doch nicht drückend. Deshalb und weil ihr republikanisches Gefühl noch ungeschwächt ist, leben sie in den meisten Kantonen zu glücklich, als daß ihnen die Wiederkehr des vierzehnten oder fünfzehnten Säkulums, trotz der Tage von Sempach und Murten, über alles wünschenswerth sein sollte. Der Freiburger und Walliser Jesuitism ärgert sie mit Recht, und eine Zensurlücke in geschärften und gemäßigt geschriebenen Blättern mag sie augenblicklich verdrießen. Sie wissen aber, daß drei und vierhundert Jahr früher das Priesterthum viel ärger dominirte, und eine Zeitschrift wie die Ueberlieferungen damals im Reiche der Unmöglichkeiten lag. Sie dürfen sich also der Heldentage ihrer Väter rühmen und zugleich der Gegenwart als eines

werthvollen Gutes freuen, wofür es der Mühe lohnt, freimüthig zu reden und mannhaft zu sterben.

Der Skandinavische Norden weiß daß die Zeit vor der Reformation an tragischen Dingen reich, an Volksglück arm gewesen. Drum mögen die Dichter ihre Stoffe dort herholen; die jetzige Welt will sich ihrer nur im epischen und dramatischen Gewande freuen, nicht in der Wirklichkeit. — Den Slawischen Osten und den Ungrisch Slawisch Byzantinisch Türkischen Südosten Europas brauchen wir wohl nicht zu berühren.

Dagegen spricht uns hie und da im Occident eine Stadt, eine Zunft, ein Individuum mit dem Wunsche an: Ach wollte Gott die Mittelzeitigen könnten mehr als schreiben und schreien; sie sollten uns gleich unsre Unabhängigkeit, unsre Pfründen, unser Ansehn wieder herstellen! So beseufzt ein Priester den Verlust der Kirche an Pfründen, wovon auch ihm eine ältliche, eine bischöfliche zu Theil geworden wäre. Er schlägt dies höher an, als die Gelegenheit, durch größere Kenntnisse und würdigen Lebenswandel selbst bei der gebildeten Welt eben solcher Achtung gewiß zu werden wie ehmals bei der unwissenden. So jammert der

Venetianer, der sein Loos verdient hat, ein fuimus Troes. So singt der Florentiner von Cosmo und Lorenzo. So denkt der noch immer wackre Lübecker an die Glorie des Hanſiſchen Bundes, und mancher geweſene Reichsbürger an die Schilderung, die Aeneas Sylvius von den deutſchen Freiſtädten entwarf. Als Cölln ſeinen Dom baute und Nürnbergerinnen mehr Schmuck trugen als ſchottiſche Königinnen; prangte damals die Stadt Berlin mit 200000 Einwohnern, mit Gebäuden und Statuen des ſchönſten Styls, mit Erinnerungen an den größten König? und mit einer ſo preiswerthen Reihe von Denkern, Künſtlern, Helden, Gelehrten und geiſtreichen Männern und Frauen, wie heut zu Tag? Wie ſah es mit München, Dresden, Stuttgard, ſelbſt mit Frankfurt aus, in Vergleich gegen die jetzige Zeit? Carlsruhe und Mannheim exiſtirten nicht einmal. — Mögen alſo Augsburg und Nürnberg und Worms u. a. klagen; man gibt zur Antwort: «Hier wird gefreit und anders- « wo begraben.»

Dabei darf man nicht vergeſſen, daß etwaige Städte, Prieſter und Barone, wenn ſie auch klagen, nicht grade nach dem Mittelalter verlangen. Die

goldne Zeit liegt bei weitem nicht so fern. Manche suchen sie vor dem dreißigjährigen Kriege, selbst vor der Französischen Revolution. Neueste Zeit nennen sie diejenige wo sie Unglück gehabt; älteste oder Vorzeit ist jede, die im Dunkel liegt oder sie nicht kümmert. Nur gleich dem Golde der Mittelstraße und noch viel leuchtender glänzt ihnen das Wort Mittelalter entgegen, wozu sie jedes erwünschte Jahr zählen, mag es mit 12 oder 17 Hundert beginnen.

Es wäre sehr heilsam, daß Jemand den Nebelträumen der Epopten das helleste Licht der Historiker gegenüberstellte. Nichts könnte der heutigen Literatur erwünschter sein, als eine neue durchgeführte Vergleichung der jüngsten mit der mittleren Zeit; wo unsre obigen Fragen und hundert andre ihre befriedigende Antwort fänden. Nicht klein möchte derjenige Theil der Untersuchung ausfallen, wo Muth und Seelenstärke, echte Freiheits- und Vaterlandsliebe, wahre christliche Frömmigkeit, und überhaupt die Tugend großer Regenten, großer Bürger- und Mein-

schenfreunde den Stoff hergäben. Welche Gallerie, worin die Fenelon, Penn, Franklin, Lafayette, Washington, Friedrich II., Charlotte Corday, Cook, Parry, Humboldt, Markgraf Friedrich von Baden, die noch lebenden alten Fürsten von Weimar und Oldenburg u. a. m. sich mit ähnlichen Personen des Mittelalters zusammenfänden, um ihre verschiednen Zeitalter zu vertreten! — Wahrscheinlich würden sie nicht mit einander hadern, sondern gegenseitig ihren Werth erkennen. Nur möchten die aus der alten Zeit es bedauern, daß ihnen das Licht der Aufklärung noch verhüllt gewesen, daß es an Gelegenheit zu großen Thaten auf wissenschaftlichem Gebiete und überhaupt an geistiger Freiheit zu sehr gefehlt habe.

In letzterem Punkte sind aber unsre Epopten wahrscheinlich mit den Heroen des Mittelalters selber in Zwiespalt. Herr Menzel wenigstens nimmt keinen Anstand, die neuere Kultur ein Produkt des gemeinen Verstandes zu nennen, und preist das Mittelalter, weil es im Besitz einer höhern Fähigkeit des menschlichen Geistes, nämlich des Gemüthes gewesen.

Man ſoll Niemandem Uebels wünſchen. Wir wünſchen alſo, daß es ihm mit dieſem Ausſpruch ſo gehen möge, wie einem Schüler J. J. Wagner's, der von dieſem Lehrer glaubte gehört zu haben, Deutſchland repräſentire den Verſtand und die Schweiz das Gemüth. Augenblicks reiſte er daher nach der Schweiz und ließ ſich durch einen Bekannten eine Frau ausſuchen. Er wollte ein Gemüth heirathen; zum Glück traf es ſich auch, daß er ein gutartiges bekam.

Herr M., fürchten wir, fährt nicht ſo gut. Jener, wie er ſich ein Gemüth ſuchte, ſagte doch den Schweizern nicht ins Geſicht, daß ſie keinen Verſtand hätten; er behielt dies für ſich. Herr M. dagegen ſagt's den Bewohnern des Mittelalters gerade heraus, warum er ſie liebt, und daß er eben nicht ihres Verſtandes wegen zu ihnen reiſe.

Schwerlich nehmen ſie die Erklärung gut auf. Denn bekanntlich trug man auch im Mittelalter den Kopf nicht umſonſt. Die damalige Menſchheit hatte ſo gut wie wir mit Plänen und Gedanken vielfacher Art zu thun; ſei es daß man die geiſtliche oder weltliche Macht zu vergrößern, bürgerliche Rechte zu er-

ringen und zu festigen, Friedensverträge und ständische Ordnungen abzuschließen und Rechtsbücher auszuarbeiten suchte, oder mit Handelsentwürfen beschäftigt war, die bald auf Glaubenszüge nach Asien, bald auf die Kraft vereinter Städte gegründet wurden; sei es daß man aus Liebe zur Natur in die unbekannten Gebiete der Fysik, Chemie und Astronomie sich wagte, oder bemüht war, die Lehren der Theologie in filosofische Begriffe zu verwandeln; sei es daß man bei häufigen Kirchenbauten über Grundlage, Säulengänge, Wölbung und Versteckung des Massiven unter leichter Form, scharfsinnige Berechnungen anstellte, oder mit der Feder in allerlei Deductionen, Schilderungen, historischen Urtheilen, auch in kunstreicher Abfassung grosser und kleiner Poesien sich versuchte. Kurz, die Menschheit konnte sich damals wie jezt jener Fähigkeit nicht entschlagen, kraft welcher es schwerer wird, nichts zu denken als etwas.

Nun stelle man sich vor, daß Jemand zu ihnen in die Unterwelt kommt, mit dem Compliment: Er freue sich unendlich auf die Bekanntschaft so idealer Herrn und Frauen, um so mehr da er längst gewünscht, einmal Wesen zu sehen, die das unver-

gleichlichſte, blos durchs Fühlen, durchs Gemüth, zu Tag gebracht, nicht durch die Verſtandesanſtrengung gewöhnlicher Menſchen. Er habe zwar auch ein klein wenig in Sachen des Gemüths geleiſtet, doch hoff' er bei ihnen noch weiter zu kommen, beſonders wenn ihr himmliſcher Genius, der ſeine Lieblinge im Schlaf mit den köſtlichſten Gedanken verſehe, auch ihn beglücken ſollte u. ſ. w. u. ſ. w. — — — Entweder würden ſie des Lachens über ſo abderitiſche Worte ſich nicht erwehren können, oder das Compliment weniger für abderitiſch als für ironiſch bitter und anzüglich halten und erwidern: ob ihr Thun und Treiben der jetzigen Welt ſo entſetzlich dumm vorkomme, und ob er nicht mehr Höflichkeit gelernt habe, ihnen auf ſo unziemliche Weiſe den Verſtand abzuſprechen? — Schwerlich möchte der Fremde ſie mit der Aeußerung begütigen: «man vermeine ſie nur zu ehren, indem man ihnen das Prädikat verſtändig vorenthalte und durch das himmliſchere gemüthlich erſetze; denn ihre Dichtungen, darauf woll' er ſchwören, ſeien doch nichts als bewußtloſe Offenbarungen des reinen tief dichteriſchen Volksgeiſtes, der die Verfaſſer nur zu blinden Werkzeugen des Aufſchreibens oder Dic-

tirens gebraucht habe; weshalb sie ihm so über alle Werke antiker und neuerer Dichter, die stets bedacht hätten was und zu welchem Zweck sie dichteten, weit erhaben, durchaus naturinnig und kurz wie echte Volkspoesie vorkämen.»

Ergötzlich wär' es auf jeden Fall, die Verwunderung alter Meister, eines Wolfram, Gotfried, Dante, Petrarka, Chaucer u. a. über solche Fraſen zu sehen. Es ist schwer zu rathen, was sie mehr stutzig machen würde, ob die Entdeckung ihres zuvor unbekannten Talents oder die Filoſoſie eines Literators aus dem neunzehnten Jahrhundert. Leicht könnte das Geſpräch so enden wie das der Evangelisten mit Dr. Bahrdt: Mögen nichts weiter verkehren mit dir.

Das wäre eine harte Abfertigung, doch heilſam, wenn sie bewirkte, daß Herr M. auf seinen bisherigen Ideengang aufmerksam würde. Vielleicht begriffe er dann, wie zwiſchen ſolchen Schreiern, die im Mittelalter nichts als Barbarei, und ſolchen, die das Paradies darin erblicken, wenig Unterſchied ſei, auſſer daß jene irren und diese schwärmen. Die Unkunde des Gegenstandes ist beiden gleich. Setzte er sich alsdann ſpäter an ein

nenes Werk über Deutſche Literatur, ſo könnte etwas Beſſeres zum Vorſchein kommen und, ſtatt aus der Mittelalterei heraus, würde er über die Mittelalterei als über eine literariſche Krankheit reden, deren Urſprung und Fortgang ein Literarhiſtoriker für einen wichtigen Gegenſtand halten und beſonders beleuchten muß. Weil er dies nun verſäumt hat, ſo wollen wir einſtweilen das Geſchäft übernehmen und wenigſtens eine kleine Skizze verſuchen, — die ein anderer, oder er ſelbſt inskünftige, weiter ausführen mag.

Unſere heutige literariſche Krankheit oder Manie iſt gänzlich von der Anglo- und Gräcomanie verſchieden. Dieſe waren im Grunde nichts als Carricaturen zum Lachen, wogegen die jetzige, aus mehreren Krankheiten zuſammengeſetzt, einen bedenklichern Character angenommen hat.

Bekanntlich war das Denken und Dichten neuerer Völker, vorzüglich in der Deutſchen Literatur, von vorn herein mit Gelehrſamkeit im Bunde. Man beachtete Sprache, Filoſofie und Dichtarten fremder

Völker, sowohl alter als neuer; und je nachdem die Enthüllung irgend einer von ihnen mit einem wirklichen oder vermeinten Schatz überraschte, eilten die Büchermacher herbei; sie wollten schauen oder sich bereichern. Was bedeutende Köpfe darüber aussprachen, ward eine Zeitlang Mode. Neben der Begeisterung schritt oder hüpfte die Schellenkappe einher, und zwischen dem Gehader der Ernsthaften gab es Gelächter, bis das Thema des Tags sich erschöpfte und ein neues an die Reihe kam.

Natürlich mußte die Reihe, als man Gallier, Britten, Walhalla und die Antiken mehr oder weniger hitzig verehrt hatte, auch an die südliche Bücherwelt, an die eigne Deutsche Vorzeit und an den Orient kommen, Gegenstände von andrer Natur als die früheren, also auch von ganz verschiedener Wirkung. Doch hätte, wenn nur keine unerwartete Einmischung, keine außergewöhnliche Zufalle statt fanden, ein Kenner unsrer Deutschen Art einiges vorher sehen, und vor dreißig Jahren etwa folgende prosetische Betrachtung anstellen können:

«Bürger's Sonnette sind köstlich, das sezt Nachahmer. Man wird den Petrarca feiern. — Dante

iſt vielen zu ſchwer; leichter öffnet ſich ſeitwärts die Provenzalpoeſie. Canzonen und Canzonetten und die künſtlichſte Reimerei wird uns umklingeln. Spanien liegt in der Nähe, alſo Romanzen herbei mit Aſſonanzen, nachläſſig, von ellenlangem Zuſchnitt. — Der Lyrik wird man ſatt, da ſteigt man auf's Theater. Glückt's einem, den Calderon auffallend zu preiſen, ſo iſt's klar, der Deutſche zieht mit Grandezza die Augenbraunen auf und ſtrudelt Bogen nach Bogen voll kleiner halbfingerlanger Trochäen und abwechſelnd drei- und fünffüßiger gereimter Jamben auf's Papier, worin ſogenannte Charactere überflüſſig, dagegen eine ſolche Maſſe von Sternen, Roſen, Lilien, brennenden Wogen, flüſſigen Flammen und farbigen Tönen nöthig iſt, daß kaum die Letternkaſten dafür ausreichen. — Sie ſehen dann endlich ein, daß Calderon als Glaubensritter und Spaniſcher Prieſter für unſer Volk nichts taugt, und die Reteſilla ſamt der Basquina den Deutſchen nicht minder närriſch ſtehen, wie vordem die galante Leichtigkeit aus Paris.

»Sollte ſich Indien aufthun, ſo kann's nicht fehlen, es wird einen Götterkrieg geben zwiſchen den Olym-

piern und denen von Clore und Salsette; und den vielarmigen wird der Sieg. —

«Dort im Orient wohnt vorzüglicher Zauber, eben des Dunkels wegen, wo ein unendliches Gebirgland voll Hypothesen dämmert. Also fährt man in die Unterwelt. Da wird es Aufschlüsse der seltsamsten Art geben. — Was man eifrigst studirt, das wird lieb. Wir klären Bactrisches und Indisches Alterthum nicht blos auf; nein, es muß einige Verehrung absetzen. Möglich daß einige Dutzend Dramen und Epopöen à la Sakontala und Ramayana erscheinen, in den Deutschen Strömen Lotos gepflanzt und eine frische Incarnation Wischnu's verlaßt wird.

«In Indien ist eine Priesterkaste wie in Egypten; dahinter steckt Räthselhaftes. Sogleich ruhen alle Völker, wie Indische Säulen auf Elephanten, so auf Priesterkasten. Kann sein, daß sie auch in Altdeutschland eine Priesterkaste wittern. Himmel, was werden sie diese Kasten lieb haben, wie Kisten voll herrlicher Schätze, wozu nur der Schlüssel fehlt! Nun, der wird sich finden. —

«Dies kann währen, bis man Veränderung wünscht und der Gegenstand, wie er es eigentlich soll, blos interessanter Stoff für historische Forscher bleibt, die uns den Anblick menschlicher Kultur durch ein neues zuvor verborgenes Gemälde erweitern, ohne daß wir ferner versucht wären, die Deutsche Nationalität gegen Indische vertauschen zu wollen. —

«Ich kann nicht wissen, ob der Orient oder das Mittelalter zuerst Mode wird. Geschieht das Letztere, so wird der Anfang unschuldig sein, und die Modelust nur allmählig bis zur Schwärmerei sich steigern. Im entgegengesetzten Fall muß die Mittelalterei augenblicklich zum Wahnsinn werden, da man von dem Feuer des Orients schon berauscht ist. — Mir scheint, die Manie der Mittelalterei komme zuerst; also denk' ich sie mir in stufenweisem Fortschritt.

«Bücher, Kunstsachen, Alterthümer, die eine Manie erregen, sind oft im Ganzen schon lange gekannt, ohne daß sie entzückten. Neue Beleuchtung, günstige Stunde thun viel. So ist's möglich, daß man auf die sogenannten Volkslieder geräth. — Herder hat eine köstliche Auswahl getroffen. Es wäre ihm leicht gewesen sie dickleibiger zu machen;

dazu beſaß er zu viel äſthetiſchen Sinn. Den beſitzen natürlich nicht viele, und wer ſucht, der findet; darum bekommen wir ſicher ganze Wunderhörner voll Zeug, wo das Poetiſche mühſam heraus zu waſchen iſt, wie Goldkörner aus Rheinſand.

»Auch die Volksbücher, alte mehrmals erneuerte Erzählungen für's ärmere Volk, gedruckt in dieſem Jahr, ich wette auch die machen einmal furore. Denn was für köſtliche Naivetät ſteckt darin, wie hohe Bedeutſamkeit in Einfalt, welcher Abglanz verſunkener Herrlichkeit! Shakespeare nahm manchen Stoff aus ſchlichten rohen Balladen. Wie leicht iſt Shakespeare zu erreichen, wenn man Peter mit dem ſilbern Schlüſſel, die Magelone, den Octavian, die Genovefa und den hornen Seifried handhabt, Schriften, die mit ungleich höherer Romantik in eine rein wunderbare heldenkühne und andachtvolle Welt verſetzen! — Nunmehr wird jene Zeit, wo ſie verſtammen, näher begieriger angeſchaut. Das Mittelalter heitert ſich auf, es bekommt jugendliche Züge, — es wird ſogar ſchön. Herrliches Licht beglänzt die Dome der alten Reichsſtädte. Auch in Bildern, vorher wenig beachtet, erkennt man eine nieempfundene

Schönheit. Man ſpäht nach alten Gemälden, man entdeckt reiche Schätze der Kunſt, und dieſe leiten wie die Stoffe der Volksbücher auf die regſame dichteriſche Zeit der Hohenſtaufen. Alsbald gewinnen Bodmer's und Myller's Ausgaben neues Interreſſe. Hat doch Johannes Müller ſchon beim Nibelungenlied an Homers Ilias gedacht; wie hoch werden die minder kaltblütigen Verehrer ſolche Lieder und Abentheuer ſtellen! Die Schwäbiſche Poeſie ſteigt zuletzt über die antike.

«Allein auch jegliches, was nur alt ausſieht, muß aufgeleſen, abgeputzt, bewundert werden, es mag noch ſo gering, ſo gemein ſein. Nichts gereimtes iſt ungereimt; der Roſt heiligt alles.

«Unſtreitig wird bei ſolcher Anfregung für die Vorzeit unſre hiſtoriſche Kenntniß gewinnen. Richtigere Darſtellung der Thaten, Sitten und Denkart unſrer Altvordern, und mit lebendigeren Farben als bisher, wird dann erſt möglich ſein. Aber die Karrikatur davon? Nun, die Jünger mit der Schellenkappe werden nicht ermangeln, jedes ausgemerzte Fabel- und Sagen-Unkraut wieder in die rein hiſtoriſchen Gärten zu pflanzen. Hört ſo einer von Hunibald,

flugs leitet er die Franken neuerdings von Troja her. Die Celten hat die Kritik längst von den Deutschen getrennt; was hilft's? Brennus vor Rom muß wieder aus Brandenburg stammen, und die Semnonischen Gallier mit den Semnonen in der Lausitz einerlei Volk sein. Druiden bleiben nicht aus; wie hätte sonst der German eine Priesterkaste! Ach, und selbst die altgermanischen Könige, wovon unter andern Aventinus erzählt, sehen gar so reizend aus. Wie wär's, wenn sie restaurirt würden? Und sollte in gleicher Zeit der Tanz mit dem Orient losgehn, so hat die alte Nation der Teutonen, ich wette darauf, Hindostanische Religionskriege mitgemacht und für den Buddha gegen den Brama gefochten. Das gibt eine Revolte in der Historie wie in der Aesthetik.

«Sind die kritischen Historiker entthront, so fürcht' ich gleiches Loos für die Dichter. Klopstock, Wieland, Bürger, Hölty, Voß halten schon vor dem Wunderhorn der Volksreimerei und vor der Romantik des gestiefelten Katers nicht Stich. Schiller's Poesie scheint manchem vor dem erneuten Octavian und vor der Genovefa zu weichen. Göthe mag sich hüten vor den Ritterfängern. Sie heben ihn plötzlich

aus dem Sattel; denn was iſt ſeine natürliche Dichtart gegen die myſtiſche Tiefſinnigkeit Eſchenbach's? und wie kann Prinzeſſin Leonore ſich mit Iſolden an ſeinem Zartgefühl und inniger Liebe meſſen? — denn vergleicht ein Hitzkopf ſeinen Liebling mit andern Weſen, ſo hat er ſchon vor der Vergleichung gerichtet und in enthuſiaſtiſcher Vorliebe keinen Maßſtab mehr zur ruhigen Schätzung verſchiedenartiger Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes. — Vom nil admirari entfernt ſich der Schwärmer, wie der Nordpol vom Südpol. Wir erleben es unſtreitig, daß, wo das Auge eines Mittelalterers eine alte Zeichnung erblickt, er ſogleich in Extaſe geräth. Es bedarf dazu nicht einer Mutter Gottes im Cölner Dom, nicht der ſterbenden Maria von Schoreel oder der Dreikönige Anbetung von Eyk; gemeine Bilder, ſind ſie nur vor Dürer und Rafael gemalt, ſind ſchon hinreichend, und ihm unendlich höher als irgend welche aus den Schulen von Rom und Venedig. In den dummſten Geſichtern und ſteifſten Körpern bewundert er innige Altväterlichkeit und ſteht in Staunen verloren vor jedem Kirchenportal, das er auf Reiſen antrifft. Was iſt das Parthenon dagegen!

»Und alles muß copirt, gestochen, lithografirt und imitirt werden. Maler, die jene Ungelenkigkeit in ihre Werke bringen, machen Aufsehen. Alte Orthografie sogar muß ein Gegenstand von Wichtigkeit werden, indem sich unsre diplomatische Gründlichkeit einmischt; man hält sie wahrscheinlich bis auf's Tüttelchen in Ehren, und läßt selber die alten Lettern nachgießen, um unsre deutliche angenehme Schrift, als zu modern, gegen die Ecken und unleskaren garstigen Schnörkel der gothischen umzutauschen, worin so behaupten sie — die alte ehrwürdige Poesie erst in ihrem rechten Kleide erscheint.

»Um auch im eignen Leben dem Mittelalter näher zu rücken, ärgert man sich über vieles weil es nicht alt ist. Der Rock muß alten Schnitt kriegen. Und wer den Rock trägt oder doch gern trüge, will auch ein Bürger oder Ritter des dreizehnten Jahrhunderts sein. Nicht mehr wie billig. Es soll mich nicht wundern, wenn sich ein neualtdeutscher Poet in Rittertracht und die Haare zum flammigen Kreuz, rechts links und aufwärts gekämmt, porträtiren läßt. — Bald wird Jemand darthun, alles neuere Constitutionswesen sei abgeschmackt; nur das Mittelalter habe

Conſtitutionen gehabt und zwar geſchichtliche, d. h. von ſelbſt ſo gewordene; die neueren ſeien von Menſchen ausgedacht, alſo nicht von ſelbſt geworden, alſo verwerflich und der Geſchichte unwürdig, alſo gar nicht geſchichtlich. Wer weiß ob das Wort «geſchichtlich» in dieſer neuen Bedeutung nicht eine Rolle ſpielt! Es kann kabinetfähig werden.

«Sind die Enthuſiaſten einmal in dieſem Zuge, wie laut wird man den bekannten Vergleich bewundern, daß das Feudalſyſtem einer Pyramide aus mehreren Stockwerken gleiche, auf deren Spitze ein König oder bei uns der Kaiſer ſtand! Wie es in den Stockwerken ausſah, ob die Treppen eine bequeme Communication gewährten, ob des Kaiſers Stimme da droben nur in der Luft verhallte oder auch im Gebäude hinab bis in den unterſten Raum vernommen und befolgt wurde; das kümmert ſie nicht. Und ohne zu bedenken wie die breite ungeheure Unterlage aus Leibeigenen und Hörigen entſetzlich an der Laſt der Stockwerke tragen mußte, werden ſie dennoch in die Hände klatſchen und Chorus anſtimmen, ſobald ein Begeiſterter hinzu tritt und einen Hymnus ſingt, worin er neben oder gar in die weltliche Pyramide noch eine geiſt-

liche ſtellt, und beide mit erhabnen floſoflſchen Fraſen einen vielgliedrigen Organismus benennt.» —

Doch es iſt Zeit in dieſer Quaſt-Profezeiung abzubrechen, wenn ſie nicht, wie ſchon an einigen Stellen geſchehen iſt, zu ſehr die Grenze überſchreiten will. Sie ſollte ja nur ein Verſuch ſein, uns vorzuſtellen, wie etwa vorm Jahre 1800 ein literariſcher Beobachter ſich die nächſten Manien hätte träumen können, die uns in Bezug auf den Süden Europens, auf den Orient und aufs Mittelalter bevorſtanden. Er mußte deshalb nicht zuviel von dem vorausſehen, was durch unerwartet neue Ingredienzen in der Miſchung der Stoffe auch unerwartete Erſcheinungen hervorgebracht hat. Er durfte nur Narrheiten ahnden, die den früheren nicht zu unähnlich wären, alſo nur Unwiſſenheit und Unverſtand, Paradorie und Uebertreibung, in Geſellſchaft wahrhaft löblicher Studien und warmer Begeiſterung.

So gewiſſermaßen natürlich und nur lächerlich hat ſich die neuere Manie aber nicht gezeigt. Sie iſt vielmehr, wie ſchon geſagt, in Paroxiſmen verfallen, die von wirklichem Wahnſinn mitunter kaum verſchieden ſind. Dies rührt zuerſt daher, daß die drei

Liebhabereien am Süden, am Mittelalter und am Orient zu rasch folgten und sich durch einander verschlangen. Zugleich mischte sich eine starke Dosis politischer und religiöser Bedürfnisse, sowohl wirklicher als scheinbarer, bei; wodurch eine Hitze sich entwickeln mußte, die den geziemenden Wärmegrad geistiger Production bereits mächtig überstieg, aber vollends in wilde Begriffsverwirrung aufbrauste, sobald die Identitätsfilosofie, schon an sich stark genug, sogar talentvolle doch fantasieweiche Köpfe mit ihrem Sonnenstich zu verletzen, noch hinzukam. — Hierüber nur einige Angaben, nur zur Auffrischung dessen, was unsern Lesern mehr oder weniger im Gedächtniß sein wird.

In den Kriegen mit Frankreich erlitt der Deutsche große Demüthigung. Sich zu erheben, wie sein Gegner, wär' es auch möglich gewesen, mochte wenigen wünschenswerth sein, der Greuel wegen, die als nothwendige Zugabe der Revolution erschienen und diese große Weltbegebenheit in eine ungeheure verunstalte-

ten. Man überließ ſich daher dem gewohnten Hange zur Grübelei, welchen manche für einen Hauptzug im Deutſchen Nationalcharacter halten, und ſuchte Troſt in hiſtoriſcher Erinnerung. Das Lob der Vergangenheit ward lebhafter aufgefaßt, und nicht blos in äſthetiſcher Hinſicht; man war geſtimmt, die politiſche Kraft und Größe der Altvordern anzuſtaunen. Wieder zu werden, was man geweſen, das ſchimpfliche Joch des Fremden abzuwerfen, Deutſche Freiheit, Deutſche Körperkraft und Gewandheit, Deutſches Großreich wieder zu verjüngen, von dieſem Wunſch fühlten patriotiſche Gemüther ſich durchglüht. Sofort wuchs die Ueberſchätzung des Alten ins Maßloſe, und vermehrte den äſthetiſchen Streit gegen das Moderne, den Widerwillen gegen Einrichtungen unſrer Zeit, ſelbſt gegen unſchuldige und vortreffliche. Manche ärgerten ſich, im achtzehnten Jahrhundert geboren zu ſein, und ſchalten ihre eignen Kenntniſſe als Kinder eines entarteten und entnervten Zeitalters. Daß grade dies Jahrhundert es war, welches die bürgerliche Freiheit Amerikas und die koloſſale Uebermacht Frankreichs geſchaffen, das kümmerte ſie nicht, denn beides war den Deutſchen, war ihrem Vaterlande nicht zu Theil gewor-

den. Ihr Auge, wie verzaubert, ſah nur die Vorzeit. Der Geiſt der Vorzeit wuchs vor ihnen immer höher, immer herrlicher und wunderbarer auf. Und da man, beſchäftigt mit alten Poeſien, Domen und Bildern, zu gewahren glaubte, daß ein andächtiges Antlitz daraus hervorblicke, ſo fühlte man ſich verſucht, die Religioſität als Hauptcharacter des Mittelalters anzunehmen.

Wahre Hiſtoriker, in genauer Unterſcheidung der Religion vom Prieſterthum, alſo auch der Erzeugniſſe des religiöſen Sinns von den Wirkungen der Prieſterherrſchaft, und nach Abwägung heutiger Religioſität und Sittlichkeit gegen die des Mittelalters, ſtimmten freilich jener Entdeckung nicht bei. Die Enthuſiaſten aber ſchwuren darauf. Hierarchie und Chriſtenthum galt ihnen gleich. Woher anders, folgerten ſie, könnte auch all' die Tüchtigkeit, die wir bereits in den Einrichtungen und Kunſtwerken des Mittelalters entdeckt haben und verehren, woher anders könnte ſie ſtammen, als aus echter und glühender Frömmigkeit? Und dieſe fehlt uns; deshalb ſind wir nichts.

Unſer Zeitalter galt ſofort für ein atheiſtiſches, und jede Aufklärung, gleichviel, ob echte oder falſche, ward

verdammt. Der Reiz der Neuheit that natürlich auch das Seine, ſolche Verdammung auszubreiten, und man ſah viele an dem extremen Sprunge aus der Aufklärung in die Verdüſterung ſich ergötzen; manche glaubten ſogar ehrlich, der Sprung gehe umgekehrt aus dem Nebel ins Helle. Auch ſchien dies Treiben ein poetiſches, wie einige bereits närriſch gewordene Aeſthetiker verſicherten. Die ſinnvolle, ſchöne Aeußerung Jean Pauls, daß jeder wahre Dichter religiös ſei, war bei ſolchen Umſtänden von beſonderer Wirkung; unſre Abderiten, nach ihrer gewohnten Art, faßten den Spruch verkehrt auf und meinten des poetiſchen Geiſtes gewiß zu ſein, hätten ſie erſt den religiöſen ſich zugelegt. So geſchah's, daß neben den Deutſchthümlern, die ihren Kopf hoch trugen, die Frömler mit hängenden Häuptern erſchienen und die Augen verdrehten, während andre, von mehrerlei Enthuſiasmus ergriffen, das Lob des freien Germanism und der Hierarchie zugleich anſtimmten. Sie hätten gern das ganze Altdeutſchland, wie einen eingekerkerten Sultan, aus der dreihundertjährigen Haft hervor geholt und wieder auf den Thron geſezt.

Politiſcher Wahn iſt ſchrecklich; der religiöſe noch ſchrecklicher. Daß beide nur an uns hinſtreifen, und daß der leztere beſonders nur in wörtlichem Confeſſionshader und in ſchriftlichen Biſſen ſein Gift ausläßt, verdanken wir theils jener hart befeindeten aber noch unbezwungenen Aufklärung, die uns die Toleranz als ein Himmelsgeſchenk der neueren Zeit betrachten und ſchäzen lehrt, theils dem geordneten Zuſtande unſrer Staaten, die gegen den Fanatism nicht ſo wehrlos ſind, wie in der thöricht gefeierten Vergangenheit.

Vielleicht hat auch die Identitätsfiloſofie (die beſonnene Filoſofie thut es ohnehin, jedoch auf andre Weiſe) zu einiger Milderung der politiſchen und kirchlichen Partheiſüchte beigetragen. Dies klingt ſeltſam, da wir noch eben ihres Antheils an der neueſten Manie erwähnten; und doch iſt es ſo. Grade durch die gänzliche Umſtürzung der Begriffe, die ſie vollenden half, mußte ſie in vielen Köpfen die politiſchen und kirchlichen Behauptungen, die ſchon gefährlich zu werden drohten, in Verwirrung bringen. Der Talaur, den die Schwärmer im Verein bilden konnten, gerieth alſo ins Schwanken. Sie tummelten ſich durcheinander.

Der verherrlichte Feudalism verwandelte sich vor ihren Augen nicht blos in Kasten und vielgliedrige Organismen, sondern bald in Naturoffenbarungen, bald in geschichtliche Constitutionen, die aus der Andacht lautlos entspringen sollten. Die kirchlichen Angriffe wurden oft, weil die Fanfaren einer geheimen Mystik und Urreligion ertönten, gegen dieselben Dogmen und Tempel gekehrt, zu deren Vertheidigung man anfangs sich bewaffnet zu haben glaubte.

Dies möchte aber auch das vornehmste Verdienst der Naturfilosofie sein, das ein Lobredner mit Grund hervorhebn kann; weshalb wir absichtlich darauf hindeuten, indem die übrigen Verdienste nur zu problematisch sind.

Gleich der Beginn dieser Filosofie bewies deutlich, daß sie eine Bahn sich gewählt, wo sie trotz jeder späteren Wendung nie wieder, ohne sich selbst zu vernichten, auf den Weg der Besonnenheit einlenken könnte. Nur dieses Beginns brauchen wir deshalb zu gedenken, um ihre Wirkungen begreiflicher zu machen.

Fichte hatte bereits der Schranken der menschlichen Vernunft nicht mehr geachtet. Sein Ich schuf die Natur. Schelling drehte das Verfahren um und

ſtrebte von der Natur aufs ich zu kommen. So bahnte ſich an, was man Naturfiloſofie betitelte. Da aber beide nicht ihr Ziel erreichten, ſondern, trotz aller Schlüſſe, ſich ins Unendliche verloren, ſo wagte Schelling einen Hauptſchritt. Mit Verachtung jedes bisherigen Filoſofirens verſezte er ſich kühn ins Unendlich-Abſolute, von wo ihm das Räthſel der Welt ſich offenbaren ſollte. —

Daß ein ſolcher salto mortale nicht durch ſcharfe Begriffsunterſuchung geſchah, verſteht ſich von ſelbſt. Er perhorrescirte deshalb den Verſtand als unzulänglich zu der Operation, obſchon er denſelben Verſtand zu Hülfe nahm, um durch Urtheile und Schlüſſe zu beweiſen, daß er wirklich ins Abſolute hineingeſprungen und darin feſthaft ſei. — Der Verſtand, behauptete er, habe dies nicht bewerkſtelligt, ſondern die Vernunft; die Vernunft ſei aber demungeachtet keine Denkthätigkeit im Menſchen, ja ſie habe nicht einmal ein Bewuſtſein. Dagegen ſei ſie etwas viel Höheres, nemlich das Abſolute ſelbſt. Sobald alſo der Verſtand getödtet, und der bewuſtloſen Vernunft in uns Luft gegeben ſei, nicht etwa zum Denken oder zum Selbſtbewuſtſein, ſondern zu einer Art Selbſt-

anschauung, so sitze man im Absoluten, also in der ewigen Wahrheit, d. h. in der Gottheit selbst. Der Sitz, von welchem man nunmehr ins Räderwerk der Natur, in die geheimsten Getriebe der Schöpfung, zu blicken vermöge, sei übrigens aus der Identität des Denkens und Seins, des Idealen und Realen, des Subjectiven und Objectiven, kurz alles Wirklichen und Möglichen zusammengesetzt.

Nun denke man die Wirkung solcher Prinzipien! Der eigentlichen Wissenschaftlichkeit, die ohne Verstand, ohne bündige Anwendung der Logik, nicht bestehen kann, mußte auf der Stelle, wo die neue Identitäts- oder Intuitions- oder Naturfilosofie einzog, der Stab gebrochen sein. Wir bezweifeln deshalb ohne Anstand die Betheurung mancher Adepten, daß die Naturkunde durch Schellings und seiner Jünger Visionen auf neue reelle Entdeckungen gerathen sei. Im Gegentheil glauben wir, daß diese Wissenschaft, die heutiges Tags von ausgezeichneten Männern gefördert wird, grade durch den Schellingianism, falls er sie wirklich ergriffen hätte, mehr rück- als vorwärts geschritten wäre. Haben einige vorzügliche Naturforscher der Identitätslehre gehuldigt, so geschah es sicher unter großen Modifika-

tionen, und entweder ohne Einfluß auf ihre ernſten Forſchungen und wirklichen Einſichten, oder nur zur filoſofiſchen Drappirung von Kenntniſſen, die eigentlich ſolchen Nimbus nicht bedürfen. Eine «ideelle Verherlichung des auf empiriſchem Wege erfaßten «Naturlebens,» wie der geiſtvolle Graf Buquoy eine ſeiner Schriften betitelt, wollen wir uns gefallen laſſen, als Verſuch eines didactiſchen Gedichts. Nimmermehr läßt ſich aber glauben, daß durch eine ideelle Verherlichung die empiriſche Kenntniß des Naturlebens vergrößert werde.

Eben ſo wird Niemand, der bei geſunden Sinnen von der Identität alles Entgegengeſezten hört, ſich überreden laſſen, daß die aus ſolchem Princip abgeleiteten Naturgeſetze erſt das wahre Licht auf die intellectuellen und moraliſchen Kräfte des Menſchen, auf ſeine Verhältniſſe zu Gott, Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt geworfen haben. — Daß zur Natur auch der Menſch gehört, iſt richtig; und daß in den Geſetzen der Natur der Schlüſſel zu allem liegen wird, was unſrer Pſychologie noch immer am menſchlichen Geiſte räthſelhaft geblieben, iſt wahrſcheinlich. Hiedurch kommt aber nimmermehr das Fantaſiren über mög-

liche Naturgesetze (worin Herr M. zum Beispiel das Wesen seiner Lieblingsfilosofie erblickt) dahin, mit der Auffassung und Vergleichung entdeckter Naturgesetze einerlei zu werden; und um so weniger kann das Vernünftige sich dem Vernunftlosen bequemen. Was auch die Anwendung des Absoluten in diesem Puncte geleistet hat, zeigen die erbaulichen von unverständlichem Bilderkram strotzenden Schriften unsrer naturfilosofischen Ethiker, Psychologen, Pädagogen und Politiker.

Es ist aber des Deutschen Narrheit, daß er seinem Geschreibe gern ein filosofisches Gewand umhängt. So erinnern wir uns eines nun verstorbenen Herrn O..., eines braven und in der pädagogischen Welt nicht unverdienten Mannes, der ein gründliches Buch darüber geschrieben hatte, wie man den Mund der Kinder an die mannichfaltigsten Laute gewöhnen und sie dadurch sehr schnell zur genauen Aussprache des Englischen, Polnischen u. s. w. bringen könne. Das Buch, wie gesagt, war gut. Der Verfasser quälte sich aber mit dem Gedanken, ihm noch eine filosofisch klingende Form zu geben. Es muß mehr System haben, es muß filosofisch werden! sagte er oft; und

Schreiber dieſes, damals noch zu jung, hatte nicht Gewicht genug, es dem alten Herrn auszureden.

Dieſe Marotte der Deutſchen hätte nun ſchon an und für ſich einzelne Gelehrte, und nicht blos Naturkundige, Mediciner und Belletriſten, ſondern auch manche Theologen, Antiquare und Univerſalhiſtoriker veranlaßt, ihre Gedanken und Compilationen mit dem Intuitionsſyſtem zu verſetzen und zu färben; wie viel mehr alſo in einer Zeit, wo ſo viele Gemüther aus einer Manie in die andre taumelten und die Begeiſterung keine Zunge zu haben ſchien, wenn ſie nicht betrunkene Worte ausſtieß. Nunmehr aber ſtieg die Trunkenheit zum Wahnwitz und zur profetiſchen Glut. Vollſtändig eröffnete ſich die ſchon geahndete himmliſche Weisheit des Mittelalters und des älteſten Orients; ja es ward möglich, beide identiſch zu finden. Wer irgend in dem myſtiſchen Schooße des Abſoluten Platz gewonnen, fühlte ſofort in ſeinem innerſten Geiſte die Fähigkeit, ſich mit jeder Fähigkeit, die ihm mangelte, eigenmächtig zu begaben, ſich nach Willkühr gleichſam friſch zu erzeugen. Poetiſch-philoſophiſches Genie war beſonders preisgegeben, aus dem annehmlichen Grunde, weil das Abſolute ja recht eigentlich

eine Schöpfung jenes Genies und kraft der Identitätslehre auch der Schöpfer selbst ist. Die Beseligten drücken nur das Auge zu, mit dem Wunsch Dichter zu sein, und sie sind es. Sie creiren sich zu Filosofen und sie sind es, und das alles im Nu, wie auf Doctor Faust's Mantel.

Es ist eine wahre Sibyllenperiode, hoffentlich aber von nicht größerer Dauer als die längst entschlafene des genialen Sturms und Drangs. Wir meinen, das Staubgewölk, was das kleine Gigantengetümmel erregt hat, müsse sich allmählig verziehen; und wer etwa noch glaubt, daß hinter dem Staube sich Berg auf Berg thürmet und die rüstigen Jünger der geheimen Weisheit den Himmel darauf ersteigen, wird zur Ergötzung oder zum Verdruß gewahr werden, daß alles nur eitel Spuk gewesen. Oder sollt' es unsern Orakelfreunden nicht eben so gehen wie den römischen Augurn, die sich zuletzt nicht ohne Lachen auf der Straße begegnen konnten!

Somit wäre der Streifzug gegen die Hauptthorheiten abgethan, und nach aufgefrischter Hoffnung

ihres baldigen Ablebens könnten wir die Feder hinlegen. Allein was würde Herrn Menzels Kapitel über Kunst (d. i. über die poetische Literatur) dazu sagen, wenn es seinen geräumigen Inhalt so ganz vernachlässigt sähe? Es könnte sich beschweren, daß seinen Brüdern, den Kapiteln über Filosofie und Geschichte u. a. doch einige Beachtung zu Theil geworden sei und ihm nicht, obschon es an Seltsamkeiten nicht nachstehe und gewiß deutlich genug beweise, was für Wirkung die vereinigte Kraft der Manien auch auf den ästhetischen Geschmack zu äußern vermöge. Das Kapitel hat recht, denn eben solche Beweise sind wir den Lesern noch schuldig. Folgen wir also seiner Leitung.

Zuerst ist auffallend, daß es sich Kunst betitelt und doch von Einsicht ins Wesen der Kunst, ja nur von gebührender Achtung vor der Kunst, wenig oder nichts verspüren läßt. Das Ideal, welches jede Kunst zu erreichen strebt, das Schöne nemlich, ist vor den Blicken der Mittelalterer so verhüllt, daß sie nur Nebelbilder gewahren und noch confuser davon schwatzen als der Blinde von der Farbe. Herr M. zum Beispiel sagt: «Wir Deutsche sprachen die Schön-

» heit zuerſt in Thaten aus (altdeutſche Zeit) dann
» im Glauben (Mittelalter) und zuletzt in der Be-
» trachtung. — Allen Denkmalen der Kunſt liegt
» ein tief poetiſcher Sinn des Volkes zum Grunde,
» der ſich grade da am innigſten ins Leben ſelber ver-
» liert, wo uns die Denkmale fehlen. — Das Schöne
» gehörte anfangs dem Leben ſelbſt an und ging mit
» ihm unter. Was wir herrliches von dem reinen, ſin-
» nigen Familienleben, von der Heldenkunſt und Hel-
» denpoeſie der Germanen vernehmen, iſt mit ihnen
» ſelbſt von der Zeit verſchlungen worden. Erſt das
» Mittelalter hinterließ uns unſterbliche Denkmäler
» der Kunſt, weil in ihm die Poeſie ſchon aus dem
» Leben in die Beſchaulichkeit überging, doch war es
» vorzüglich die bildende Kunſt, der die Deutſchen
» damals ſich ergaben, weil ſie die erſten gewaltigen
» Züge der innern poetiſchen Welt in der rieſenhaften
» und ewigen Steinſchrift der Natur entwerfen muß-
» ten. Die neueſte Zeit iſt von dieſen einfachen Zügen
» abgewichen u. ſ. w. «

Man leſe dieſe Sätze genau und bewundere die Kühnheit der Fraſen und Bilder, und beſonders, wie ſie gegenſeitig ſich aufheben und verſchlingen! Sonder-

bar, daß unſre Altvordern im grauen Heidenthum wegen der Schönheit ihrer Thaten und ihres Familienlebens zu beneiden ſind. Wahrſcheinlich lagen ſie gar zu anmuthig auf der Bärenhaut am Heerde und beim Würfelſpiel, und wer ſich raufte und auf Beute oder Blutrache auszog, that es allein nach ſittlichen Motiven, oder mit vollendeter Durchführung des Plans oder doch mit maleriſchen Wendungen; denn wie anders ſollte ſich die Schönheit der Thaten ausſprechen? — Leider gibt es nun verſchiedne Schönheitszeiten Germaniens. Das eigentlich ſchöne Leben führten nicht die Deutſchen der Völkerwanderung, nicht einmal die Heergeſellen des unſterblichen Hermann; denn unglücklicherweiſe hatten ſie ſchon Poeſie, und wo dieſe einkehrt, beginnt die Schönheit des Lebens zu ſchwinden. Wir ſind alſo genöthigt, uns die allerälteſten Germanen, aus einer Zeit, wo man zum Geſange noch zu dumm war, als ſolche vorzuſtellen, die am ſchönſten lebten. Vielleicht meint er die Guttonen des Pytheas oder gar die antediluvianiſchen Tentonen des Hr. v. Wackerbart von ſechzig Fuß Höhe. — Die Poeſien der Germanen, ſagt er ganz richtig, ſind mit ihrem Leben zu Grund gegangen;

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

und doch findet er sie herrlich. Wahrscheinlich hat er einige der carminum antiquorum gelesen, von denen Tacitus spricht. Wenn er sie doch mittheilte!

Das Mittelalter dagegen weiß von solcher Schönheit nichts mehr, weder im Umgang mit Weib und Kind, noch in den Fehden der Ritter, Fürsten und Bürger. Als Ersatz dafür besitzt es Schönheit im Glauben oder durch den Glauben, wie man will. Hier ist nun zu beachten, daß unser Autor sonst überall das Mittelalter für die herrlichste Epoche der Menschheit ansieht, folglich muß ihm ein Volk, das schön glaubt, mehr werth sein, als eins, das schön lebt. Was sollen wir aber von dem Glauben halten, der ohne alle sittliche Wirkung auf die Gläubigen bleibt und nicht einmal im Stande ist, ihr Leben so schön zu gestalten, wie die Wildheit des ältesten Heidenthums es vermochte? — So streng dürfen wir jedoch Herrn M. nicht beurtheilen. Seine Logik ist ja von ganz eigner Art, er denkt romantisch; und so will es nur romantisch verstanden sein, wenn er die Baumeister des dreizehnten Jahrhunderts die Züge (!) ihrer inneren Poesie in der riesenhaften ewigen Steinschrift der Natur entwerfen läßt. Ein

Alpengebirg würden wir eher so nennen; er aber sucht in den Straßburger und Cölner Domen nicht die Kunstfertigkeit, den Verstand und Schönheitssinn der Steinmenen, sondern eine Offenbarung der Natur, der es beliebte, hier Dome, dort Felshörner und Gletscher entstehen zu lassen. Hören wir ihn weiter:

»Je mehr das Schöne — sagt er — aus dem Leben » an die Bildung des todten Stoffes oder an die » Kunst, und die Kunst wieder aus der Natur an die » Sprache überging, verlor sich immermehr der ein» fache Naturtrieb u. s. w.« Kunst ist demnach Bildung des todten Stoffes und kann aus der Natur an die Sprache übergehen. Was heißt das? Ist etwa die Natur der Bildner? Es scheint, denn sie hat Kirchen und Paläste gebaut. Jedoch übernimmt später die Sprache das Amt und löst die Natur in ihren Functionen ab. Richtiger ist deshalb unter Natur wohl der todte Stoff zu verstehen, also beim Cölner Dom die Steine und der Kalk.

Wie kommt's aber, daß sie der Bildner und der todte Stoff zugleich ist? und was hatten denn die Menschen bei der Arbeit zu thun? — Das alles sind Räthsel; suchen wir nach Auflösung, so findet sich

folgende Stelle: «Jener Alten poetiſche Begeiſterung « war Naturtrieb, ohne Wahl, ohne Schwanken. « Die unſrige iſt Sache der Reflexion geworden, und « wir wählen und ſchwanken.» Aha, da ſcheint ſich's aufzuklären. Die Kunſtarbeiten des Mittelalters entſtanden aus Inſtinct. Die Leute konnten damals nicht anders, ſie mußten ohne Ueberlegung bilden und dichten. Sie waren Werkzeuge, die Natur der Werkmeiſter. — Daß ſie anfangs runde hernach ſpitze Gewölbe liebten, daß ſie auf Glasmalerei verfielen, daß ihnen die Betrachtung Byzantiſcher und Arabiſcher Bauwerke von Nutzen war, daß zuerſt nur Zeichnung der Köpfe dann auch andrer Körpertheile gelang, daß ſie allmählig auf Perſpective achteten und die Oelmalerei erfunden wurde, daß ſie aus Provence und Nordfrankreich poetiſche Stoffe entlehnten und nachbildeten, und ihr eigner Nibelungen-Cyklus ſich zuſammenhängender und heitrer umgeſtaltete; daß ſie auf allerlei Versmaße und Reimverſchlingungen, ſelbſt bis zur widerlichſten Künſtelei, erpicht waren, und daß ihre damalige Literatur im Vergleich mit der heutigen neben wirklich poetiſchen Werken auch eben ſo viel Wuſt, ſowohl an Minneliedern, als an langweiligen Aben-

theuergeſchichten aufzuweiſen hat, — das alles war Folge des Naturtriebs und einer heiligen Begeiſterung, wovon die neuere Zeit nichts weiß, die nur in Reflexion lebt «und deren irrende Begriffe ſuchen müſſen, was damals das ſichere Naturgefühl gewährte. « Denn heut zu Tage bedarf man zum Dichten nicht « mehr der innern heiligen Begeiſterung, ſondern nur « einige Kenntniß von dem, was die Leute beluſtigt « und einiges Talent *). »

Somit wäre ziemlich klar, was der Filoſofus meint, bis auf die kleine Schwierigkeit, daß es unbegreiflich bleibt, wie man ohne Reflection reflectiren kann. Ferner müßte auch noch bewieſen werden, in welcher Hinſicht die poetiſchen Werke des Mittelalters wirklich ſo außerordentlich ſeien; in dieſem einzigen Fall wär es

*) An einer andern Stelle heißt es: « Schon in den älteſten « Zeiten waren die Deutſchen eine fantaſtiſche Nation. « Im Mittelalter wurden ſie myſtiſch. Jetzt leben ſie ganz « im Verſtande. » — Und dennoch ſagt er bald nachher: « Wir Deutſche ſind noch immer Fantaſten. Unſre Fan« taſie ſchweift aus, unſer Gefühl ſchweift aus und unſer « Verſtand ſchweift am weiteſten aus. » Welcher von beiden Ausſprüchen gilt, jener oder dieſer?

möglich, den Satz, sie haben aus Instinct und ohne Bewußtsein geschaffen, als Glaubensartikel anzunehmen.

Sehr begreiflich ist nun, daß mit unsern Antagonisten über Schönheit und Kunst nicht zu reden ist, so viel auch seit Winkelmann und Lessing bis auf Gruber und Griepenkerl von den Deutschen darüber gedacht worden, denn ihre Sprachverwirrung verkehrt alles. So spricht Hr. M. einem der größten Dichter das Genie ab; ganz natürlich, denn Genie ist ihm wilder Naturtrieb und siedende (heilige) Begeisterung. Dagegen gesteht er ihm Talent zu, d. h. die untergeordnete Fähigkeit, dem, was man darstellen will, eine schöne Form zu geben. Dies führt auf einige Bemerkungen, die hier Platz haben mögen.

Die Producte eines mit seiner eignen Seele beschäftigten Dichters, eines Lyrikers z. B. werden von manchem allein für Genie gehalten; dichterische Auffassung fremder Seelen scheint ihnen begeisterungloser. Mit andern Worten, ein Sänger ist in ihren Augen begeisterter, als ein Seher. Solche Urtheiler unterscheiden sich von Adelung nur darin, daß sie doch eine Aeußerung der Dichterkraft genial nennen, während

jener die lyrisch-dithyrambische so gut wie die episch-dramatische nur in einer mäßigen Stärke der unteren Seelenkräfte fand.

Es entgeht Vielen, daß menschliche Charactere und Verhältnisse abzuspiegeln, viel seltner geräth, als Humor, lyrischer Schwung, rhetorischer Glanz und Gedankenfülle; daß also Characterschilderung immer die höheren Kräfte erfordert, und um so höhere, je größer die Zahl und je schwieriger die Farbenmischung der Charactere ist, die sie umfaßt. —

Da der Dichter seine Personen nicht blos in Ruhe und gewöhnlicher Bewegung, sondern auch in der aufgeregtesten Stimmung und Leidenschaft schauen und denken muß, so verlangt die Characteristik eine solche Macht der Fantasie und eine solche Fülle der Empfindung, daß ungeachtet der Besonnenheit, womit er über dem Ganzen schwebt, dennoch die Glut eines Lyrikers seine Sprache muß beleben können. Wo dieses Leben aus einem Kunstwerke uns anspricht, da erkennen wir eine Fähigkeit, die wir Genie zu nennen belieben, weil sie selten ist und fast das Werk eines begünstigenden Genius zu sein scheint. Herrn M., so gern er vielleicht diesen Genius erkennen möchte, tritt nun

ſeine komiſche Theorie vom Inſtinct in den Weg, und wo er in einem Dichter künſtleriſche Beſonnenheit erblickt, da ſieht er augenblicklich nur ein Talent, das er beachſelzuckt, ſo herrlich es ſein mag.

Jedes echte Kunſtwerk iſt ein Werk des Genies, und niemals eines untergeordneten Talents. Man könnte uns entgegnen: ob nicht gemeine gehaltloſe Schriften der Vers- und Romanmacher ſich durch polirte Sprache und ſchickliche Zuſammenſetzung oft zum Kunſtwerk erhöben? ob alſo das Aeußere, das Kleid, nicht von Jemand gefertigt werden könne, der im übrigen unfähig ſei, ein beſeeltes und naturwahres Innere dafür zu ſchaffen? — Es ſcheint ſo. Aber beſtimmt ſind die Formen jener Werke, die uns trefflicher als ihr Inhalt erſcheinen, nur todte Hüllen und Correctheit des Styls, alſo nur gelernt und nachgemacht. Sie ſind nicht die äußere Geſtalt, welche dem innern Leben entſpricht, indem ſie zugleich mit demſelben geboren und groß gewachſen iſt. Die echte Form kann nichts als die Erſcheinung des Lebens ſein, womit das Kunſtwerk ausgeſtattet werden, oder — kürzer geſagt — nichts als ein beſeelter Leib; weshalb keiner Form das Prädikat des Schönen zugeſchrieben

werden kann, die nicht vor allen Dingen erst jene Aechtheit beurkundet.

Ist dieses richtig, so wird die Meinung schwach, daß ein Kunstwerk von einem ungenialen, untergeordneten Talente geschaffen werden kann. Was bliebe denn auch noch dem Genie übrig, fals wir nemlich mit dem Worte noch Höheres bezeichnen, als mit dem Worte Talent? — Nichts als rohes Hinstrudeln von Gefühlen, Gedanken und Bildern in der Poesie, oder zweckloses Hinwürfeln von Figuren und Farben in der Malerei, oder ein zerbröckeltes Aufstapeln von Pfeiler- Mauer- und Gewölbhaufen in der Architectur.

Es geschieht freilich, daß oft das Genie bekannte Schönheitsregeln verschmäht und Regelloses vorzieht. Aber sicher sucht es in solcher Regellosigkeit nur eine Schönheit andrer Art. Denn Unschönes will es nicht schaffen, ja es kann es nicht einmal, sobald es Genie ist. Zweck und Plan in seinen Arbeiten wird es nothwendig im Auge haben, stets heller und bestimmter, je mehr es zur Reife gekommen, und stets schöner, je mehr sein Geschmack sich gebildet hat.

Herr M. beruft sich zu Gunsten seiner Begriffe auf Göthe, welcher in Kunst und Alterthum sage: «Das

« Resultat einer glücklichen Behandlung ist « das Schöne. » — Was bedeutet dies sonst, denkt er, als daß ein blos reflectirendes Talent Schönes machen könne, ohne Begeisterung? — Der eifrige Literator vergißt nur, daß es Göthe's Art immer gewesen, den Mund nicht voll zu nehmen, sondern schlicht über Begebenheiten und Begriffe zu reden, die ihm klar sind. So ists auch mit jenem Ausspruch; denn die glückliche Behandlung eines poetischen Stoffs durch einen genievollen Meister (einen, der kein Genie besizt, hat Göthe doch nicht gemeint) wird sicher kein verunglücktes Werk hervorbringen, also kein unschönes, also kein unbeseeltes.

Warum beruft er sich nicht auf den glühend liebenden Franz im Götz von Berlichingen, welcher ausruft: « O jezt weiß ich, was den Dichter macht, — « ein von einer Empfindung ganz volles Herz! » — Schon eine Zusammenstellung dieses Ausspruchs mit obigem hätte Hn. M. berichtigen können.

Die verschiedenen Arten der Begeisterung werden gar oft nicht genau genug getrennt. Franz z. B. verwechselt seine reel leidenschaftliche Stimmung mit der poetischen. Beide können begeisternd in demselben

Gemüthe lebendig ſein, aber nimmermehr zu gleicher Zeit. Wie wäre die eben von der Leidenſchaft durchſtürmte Bruſt im Stand, etwas Dichteriſches zu ſchaffen, außer einzelne Glieder von Gefühlen und Bildern, zerbröckelte und gleichſam ſtammelnde, lyriſche Laute, denen der überſchauende Geiſt fehlt, um ſie in einander zu hängen und die Kette eines Gedichts daraus zu formen! An Austauſch und Schilderung verſchiedener und fremder Gefühle, an Zeichnung von Characteren, an Erzählung von Schickſalen, wäre nun gar nicht zu denken. Daß aber die Seele des Dichters der reellen Leidenſchaft fähig ſein müſſe, wenn ſie die gleiche Glut in der poetiſchen erzeugen ſoll, das ſcheint wol nicht zu bezweifeln; wenigſtens muß ſie bis zu einem ſo bedeutenden Grade erregbar ſein, daß ſie unter gewiſſen denkbaren Umſtänden leicht in eine eben ſo heftige Leidenſchaftlichkeit gerathen könnte, als irgend ein von ihr geſchaffener poetiſcher Character.

Glaubt nun Jemand, daß man ſeelenvolle Werke ohne Begeiſterung ſchaffen könne, ſo verwechſelt er offenbar die Begeiſterungsarten aus Irthum, oder, wenn er ein Orakelſtoſof iſt, aus Verkehrtheit. Uebrigens würde uns die Marotte, einem großen Dichter

(wir nennen ihn gefliſſentlich noch nicht) das Genie und die Begeiſterung abzuſprechen, weniger wundern, wenn der Richter nur conſequent verführe und den Kindern des Mittelalters allein ſolche himmliſche Gaben zugeſtände, da nur dieſe ſich des kunſtloſen Naturtriebes rühmen dürfen. Allein die Conſequenz iſt Sache des Verſtandes und folglich — ? — macht Hr. M. Ausnahmen über Ausnahmen. Er nennt uns Dichter der neueſten Zeit, die er für Genies paſſiren läßt, ja Einen, der alles an Naturoffenbarung überflügele, was jemals ein menſchlich Angeſicht gehabt und eine poetiſche Feder geführt hat. Hievon aber nachher. —

Das Mittelalter hatte ſeine ihm eigenthümliche Kunſtweiſe in Architectur, Malerei, Poeſie und Muſik. Das Studium derſelben war unſern jetzigen Künſtlern und Dilettanten überaus heilſam, als Gegenſatz der antiken, bereits erkannten, Schönheit. Aber ſo wenig wir durch ſtrenge Nachahmung der Alten eine, unſerm Zeitalter angemeſſene, Kunſtwelt erhalten würden, eben ſo wenig kann es durch Nachahmung der

mittelalterlichen Manieren geschehen. Unsre Zeit ist eine andre, unsre Kultur keine des vierzehnten Jahrhunderts; und wenn wir der Griechischen Lebens- und Denkart durch Religion, Politik, Sprache und durch Jahrtausende höchst entfremdet sind, so stehen wir dem Mittelalter beinahe noch ferner, wegen der gewaltigen Kluft, welche die wachsende Fülle des Wissens und die Entwicklung des denkenden Geistes zwischen unsern Vorfahren und uns hervorgebracht haben.

Geläuterter Christenglaube, Studien der Natur und der Griechischen Schönheit, echt Deutscher Character, Geschichte unsers Volkes und möglichste Anschauung seines ehmaligen häuslichen und öffentlichen Lebens, aber auch das Bedürfniß grade unsrer Zeit, unsrer Lebens- Denk- und Gefühlsweise, das sind die Elemente der neudeutschen Kunst. Was nicht auf dieser Basis ruht, mag einzelnes Interesse, einzelne Schönheit haben; nie wird es aber anders dastehn, als isolirt, und niemals Glied einer Kette von Werken sein, die eine der Unsterblichkeit würdige neue, von den früheren verschiedene, Kunstwelt umfaßt. Religiös aber geistesfrei, natürlich und doch schön, allgemein menschlich und doch national; das sind

Eigenſchaften, womit unſre Dichter und Bildner ihre Werke fortan auszuſtatten haben.

Eine Hauptbedingung iſt jedoch nicht zu vergeſſen, unter welcher nicht grade ein einzelnes Kunſtwerk aber eine eigene umfaſſende reiche Kunſtwelt gedeiht; das iſt: Deutſchland muß Freude dran haben. Wo man die Kunſt nicht achtet, da wächſt hie und da kümmerlich ein Meiſter auf, doch in Ewigkeit grünt und blühet es nicht in ihrem Reiche, und wo Paradieſe ſein könnten, ſieht es öde und vernachläßigt aus.

Was die bildenden Künſte betrifft, ſo iſt faſt ſeit drei Jahrhunderten kein günſtigerer Augenblick für ſie geweſen als jetzt. Poeſie und Geſchichte haben ungeheure Schätze für ſie aufgeſchloſſen. Die Muſik, die erſt vor wenig Decennien ihr Höchſtes errungen, muß natürlich wieder herabſteigen und in dem Maaße wie die Zahl ihrer ausſchweifenden Beförderer ſich zu verringern beginnt, wird wahrſcheinlich die Zahl der Freunde der Malerei und Skulptur ſich vermehren *).

*) Dies ſoll keine Sünde gegen den heiligen Geiſt der Muſik ſein; es zielt nur auf den unheiligen Geiſt,

Bereits war der Geſchmack durchs Studium der Antike gereinigt, als durch nähere Erkenntniß der

---

den unſre große Welt für Muſik gelten läßt, und womit unſäglicher Unfug getrieben wird. Die herrlichen Werke der Muſik, wovon die Thibaut und Griepenkerl und Rochlitz mit Wärme und Einſicht zu reden wiſſen, werden um ſo reiner wieder hervortreten, wenn der Unfug einmal nachgelaſſen hat und das gänzlich verſchobene und verrückte Verhältniß zwiſchen Ton- und Dichtkunſt in jeder Hinſicht wieder hergeſtellt iſt. Das Blaſen, Streichen und Singen, und die Summen die es koſtet, tragen ſyrmwenig zu der Unſterblichkeit bei, welche die Völker durch enthuſiaſtiſche Pflege der Künſte und Literatur ſich erwerben. Im Gegentheil, ſo luftig ihr Weſen iſt, ſo ſchwer laſtet es auf den Geiſtern, indem es ſie paſſiv macht und abſchwächt. Die dramatiſche Poeſie fühlt dies tief und trauert; aber auch für ſie bricht hoffentlich bald ein friſcher Morgen an, ſobald nur erſt die üppig gewordene Oper, wie ſie's verdient, mehr in den Hintergrund tritt und ein wenig in Ruheſtand verſetzt wird. Bedeutendes könnte ſchon geſchehen, wollte man nur dem Beiſpiel der Franzoſen folgen und dramatiſche Dichter auf ähnliche Art wie bei ihnen, ſicher ſtellen

Arbeiten des Mittelalters auch Nationalehre und Liebe zum Eigenthümlichen ſich friſch belebte. Sobald nun die im Gang der Entwickelung nothwendige Nachahmung altdeutſcher und altitaliſcher Muſter ſich geſättigt hat, muß die Verbindung Griechiſchen Schönheitſinnes mit der Innigkeit unſrer künſtleriſchen Väter erfolgen; und wo dies wirklich geſchieht, da iſt die Bahn neudeutſcher ſchöner Kunſt eröffnet, worin die craſſen und unpaßlichen Objecte früherer Bildner ſo gut wie ihre techniſchen Fehler verſchmäht werden, und ein eignes Schöne in Gegenſtänden und

---

und belohnen. Der Preußiſche Hof hat rühmlichſt eine Ligue gegen den Nachdruck begonnen, und wie er überhaupt gern Gutes und Schönes fördert, ſo können wir auch jenes zu Gunſten der Dramatik von ihm erwarten. Zudem ſcheint der Geſchmack, der ſeit Schiller's Tode hin und her irrt, wieder in die Bahn des Natürlichen einlenken zu wollen. Was Immermann's Trauerſpiel in Tyrol verheißt, darf deßhalb nicht gering angeſchlagen werden; ſolche Bemühungen erhalten den beſſern Sinn im Publikum und gehen wahrſcheinlich der Ankunft eines künftigen neuen Königs der Schaubühne vorher.

Behandlung als Ideal ſich geſtaltet. So ſteht es jetzt.

Alſo bedarf die Kunſt nur Beförderung und ſie wird Außerordentliches leiſten. Jedoch die jetzigen Meiſter muß man ehren und beſchäftigen, und nicht blos die verſtorbenen, deren Werke man mit ſchweren Koſten von einer Gallerie zur andern, aus einem Lande ins andre ſchleppt. Millionen, womit man eine alte Gallerie kauft, fördern die Kunſt nicht ſoviel wie einige Tauſende, womit man eine neue durch lebende Meiſter beginnen läßt. Wieviel vermöchten nicht die Fürſten und die Reichen!

Es geſchieht auch bereits manches und von großer Bedeutung, was alle Freunde des Schönen innigſt erfreuen muß. Man denke an München, wo eine Reihe von Gemälden Wittelsbachiſcher Thaten unter Leitung des ausgezeichneten Cornelius beginnt. Berlin, wo ſich die Bildwerke mehren, wird ſicher bald ähnliche Epkeln aus der Geſchichte der Hohenzollern aufweiſen; und hoffentlich hat Pyrkers Rudolf die Erinnerung an den Gründer und größeſten Fürſten des Oeſtreichiſchen Hauſes ſo verſtärkt, daß ſeine Thaten auch durch den Pinſel und Meiſel wieder auf-

erſtehn, aber ſo wie es der Kaiſerburg und der neuen Kunſtwelt geziemt. Und welch eine Verherrlichung der Bundesſtadt wär' es, wenn alle deutſche Staaten daſelbſt ein deutſches Haus beſchlöſſen, wo das gemeinſame Vaterland, d. h. die würdigſten Momente unſrer Geſchichte, durch die Kunſt verherrlicht und der lebenden Welt vor Augen geſtellt würde! Sobald ein ſolches Pantheon des Vaterlandes, oder nur die Kirchen, die fürſtlichen Schlöſſer, die Palläſte der Reichen, mit dem Beiſpiel vorangingen, wie würden die Städte, vom Wetteifer erfaßt, nachfolgen und ihre Rathhäuſer, ihre Gerichtsſäle, ihre öffentlichen Plätze mit den würdigſten Gegenſtänden ihrer früheren Thaten und Schickſale ausſchmücken!

Freunde der Kunſt und der Deutſchheit werden dieſe Ausſicht in eine reizende Ferne gewiß nicht Schwärmerei nennen; und wenn auch Spötter, die nirgend im Vaterlande Glück und Segen erblicken, auf unſre Zerſtückelung, auf die Finanzen, auf die geldfreſſenden Heere und koſtſpieligen Verwaltungsformen hinzeigen, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß neben Mängeln auch Treffliches gedeiht und heitere Lichtpartien zu finden ſind, wenn man dem

Dunkel nur den Rücken zukehren will. — Genug davon. An einem andern Orte denken wir über die mögliche Entwickelung der bildenden Künſte im neunzehnten Jahrhundert und vorzüglich über ihre Nationalität ausführlich zu reden, wenn kein beſſerer Kenner der Sache uns der Mühe überhebt. Nur eine kurze Bemerkung möge hier noch ſtehen, in Betreff der Kunſtakademien.

Man ſorgt für Modelle, für Abgüſſe der Antiken, für Antiken ſelbſt, für Gemäldeſammlungen, für mannigfachen Unterricht. An der Natur fehlt es auch nicht; man ſucht ſie, ſo weit es thunlich iſt, ſogar in einem gewiſſen verhüllten Theile unverhüllt oder natürlich zu liefern. Nur ein's vermißt man, Anſtalten nemlich, wo den Zöglingen ſo treu und lebhaft wie möglich unſre Vorzeit vor die Sinne gebracht und Liebe dafür ihren Herzen eingeprägt wird. Wie dies zu machen, ergibt ſich leicht, wenn man darüber nachdenkt. Mit einem Profeſſor, der Deutſche Geſchichten vorträgt, noch dazu wenn ihm die Gabe treuer und beſeelter Darſtellung abgeht, iſt's nicht allein gethan. Es gehört noch etwas mehr dazu.

Nun zur Praxis der vorhin beleuchteten Theorie über Kunſt, Schönheit, Begeiſterung, Genie und Talent. — Hier wird unſrer ſchönen Literatur eben nicht ſchön mitgeſpielt! Ausgezeichnete Führer und Helden werden abgedankt, dagegen dieſer und jener Recrut favoriſirt und an ihren Platz gehoben. Der heitre launige Muſäus z. B. muß fort; Lyriker, wie Bürger und Hölty, desgleichen. Voß erhält obenein, wahrſcheinlich zum Dank für ſeinen Homer, für ſeine Luiſe, für die Metrik der Deutſchen Sprache, für den Commentar zu den Georgiken, und für ſo vieles, was er mit gründlicher Kenntniß mit beharrlichem Fleiß und mit ſeltner Energie des Verſtandes und Willens geleiſtet hat, eine tüchtige Portion Stöße mit Scheltworten; und Hebel, der liebliche Allemanniſche Sänger, wird wie ein affectirter Zierbengel angelaſſen. Der kritiſche Spruch über ihn lautet ſo: „Ich kann die Begeiſterung für Hebel's Gedichte „nicht theilen, ſie widern mich vielmehr grade ſo an, „wie die Schweizerinnen und Tyrolerinnen auf der „Redoute. Es iſt eine alberne Affectation ſogenann„ter Naivetät darin, die ſich in der Wirklichkeit ganz „anders verhält. Man ſieht ſtatt der Natur nur „theatraliſches Machwerk u. ſ. w.“

Es thut einem weh, nicht um den Verfaſſer der Luiſe und nicht um den ſeligen Hebel, denn ihr Andenken kann durch ungerechtes Geſchwätz nicht beſudelt werden, aber um den Kritikus, der früher oder ſpäter ſich doch ſchämen wird, daß er einmal im Sinn hatte, ehrenwerthe Schriftſteller herabwürdigen zu wollen.

An die Stelle der Abgeſetzten treten andre. So werden die Herren Steffens und Görres zu romantiſchen und zwar zu großen Dichtern creirt, ungefehr ſo, wie die Marquiſe von Pompadour Generale machte und den Prinzen Soubiſe, der ihr die Hand reizend zu küſſen verſtand, gegen Friedrich den Großen ausſchickte. — Görres, der größte der Filoſofen, nun auch ein großer Dichter! — Dichter? — Warum, wenn er denn durchaus beſondre Titel führen ſoll, ſobald der eines feurigen, kraftvollen, aber verwirrten Autors nicht hinreicht, warum nennt ihr ihn nicht romantiſcher Filoſoff denn eine romantiſche Filoſofie hat uns noch gefehlt; und wahrlich verſteht er's, wenn auch nicht aus dem Chaos eine Schöpfung, doch aus der Schöpfung ein Chaos zu machen, und bleibt in dieſem Puncte ein Genie.

Und Steffens? — Alle Achtung für ihn als Naturkundigen, auch als aufregenden Schriftsteller, der zwar weniger bilderreich ist als Görres, aber doch einzelne psychologische Erscheinungen der Menschennatur zu schildern und Naturgegenstände, namentlich Norwegische die weniger bekannt sind, uns lieb zu machen weiß. Allein dafür, daß er dies Talent in einer langen Novelle beurkundet hat, die durch unbeholfene Zusammensetzung, durch unpaßliche Auflösung der innern Dissonanzen, durch Verstöße gegen die Symmetrie und durch vergebliche Mühe, die Theilnahme der Leser festzuhalten, eher ermüdet als fesselt und fortreißt; — dafür soll er ein Dichter heißen, ein romantischer, ein vorzüglicher? — Hr. M. fühlt selber, daß es gerathen sei, solche Meinungen nur kurz hinzuwerfen, um erst zu erleben, ob sie Feuer fangen und von den Abderiten in öffentlichen Blättern wiederholt werden. Er begnügt sich, die zwei Schriftsteller nebst Jakob Böhme*) nur im Allgemeinen als Dich-

*) Es ist drollig, wie er den alten ehrenwerthen Böhme, der stets mit der Fermentation seiner Gedanken und Bilder im Streit lag und innerlich sehnsuchtsvoll aber

ter zu patentiren. Dagegen verweilt er deſto länger bei — nun? — bei jenem Hyperpoeten, der wie ein kleines an ſich wenig bedeutendes Object durch die optiſche Täuſchung des romantiſch-kritiſchen Zauberrauchs eine wunderbare, alle Vorſtellung überſteigende, Größe erhält. Und wer iſt's? — Kein andrer als — Ludwig Tieck.

Ueber Ludwig Tieck gibt es ſo wunderliche Urtheile, daß einzelne davon in einer Auswahl literariſchen Unſinns nicht fehlen dürfen. Hr. M. ſcheint die köſtlichſten geſammelt zu haben, wiewohl er ſie als ſeine eigne Ueberzeugung ausſpricht. Er berichtet uns: 1) «Der Genius des alten Deutſchlands ſei in Tieck «wiedergeboren, wie ein Fönix.» — Das iſt recht

---

fruchtlos nach Klarheit ſtrebte, zu würdigen verſucht. «Er überblitzet — ſagt er — in ſeinen kosmogoniſ- «ſchen Poeſien die kunſtreichſte muſikaliſche Fugenver- «ſchlingung.» — Geht es denn in der Fugirung ſo wild unklar her? Wir dächten, daß grade darin die ſtrengſte muſikaliſche Gedankenordnung herrſchen müſſe.

hübſch. Wer alſo nicht weiß, wie der Genius ausgeſehen, hat's bequem, und die Maler können ihn ohne Schwierigkeit porträtiren. Freilich ſind unſre obigen Fragen nach dem Mittelalters-Idole ſomit vergeblich geweſen, und der Leſer kann, wenn er Luſt hat, uns vorwerfen, daß wir ihn gefoppt haben. — Und welch ein Gemüth hat dieſer Genius! Er iſt erſchienen «zur Vermittlung unſrer verdorbenen heuti-« gen Zeit mit der alten heiligen» — gleichſam als poetiſcher Erlöſer, auch als ſittlicher, denn das Moderne ſteht als unſittlich der Vergangenheit, als dem Sittlichen, gegenüber. — Wir wiſſen nicht, wer älter iſt, Görres oder Tieck. Iſt es jener, ſo kann er als Profet der künftigen Religion für den Täufer, und Tieck für — dürfen wir das hohe Wort hier ausſprechen? — für den Heiland gelten.

Nun beſchreibt er 2) den Genius näher. «Er hat « die Tiefe und Wärme des Gemüths des Mittel-« alters.» Das muß er wohl, er iſt ja der Genius des Heiligen, das Heilige ſelbſt. «Und von ſo wunder-« barem Genie, daß das ſchönſte Geiſtige mehrerer « Nationen, der Provenzalen, Normannen, Breto-« nen und Engländer, ſich in ihm vereinigen.» — Der

dio! Das iſt ein Fönix, ein Chamäleon, ein Proteus! Nicht blos der Geiſt des alten Deutſchlands, — das iſt zu gering, die Hyperbel hat Zufuhr nöthig, — nein auch beſondre Geiſter neuerer Dichter ſtecken als Zugabe in ihm, ſelbſt «Leſſingiſcher feiner Spott, « Göthe's warme lebendige Darſtellungsgabe, Schil« lers Hoheit, Adel und Idealität, und Jean Pauls « überſtrömende Fantaſie. *)»

*) Die Stellen lauten wörtlich ſo: «Tieck iſt der Meiſter « in der katholiſch mittelalterlichen Poeſie, worin « das Helldunkel des Volksglaubens. — In der Dar« ſtellung des Mittelalters iſt er der Einzige. Er hat « das Heilige in tiefſinnigen, erhabnen, romantiſchen « Schauſpielen und Novellen, das Komiſche in den « luſtigſten und geiſtreichſten Poſſen von der Welt « behandelt. — Was die Provenzalen Glänzendes, « die Normannen Ritterliches, die Bretonen Zartes, « die Engländer Schauerliches, die Deutſchen Süßes « und Tiefes geſungen, klingt in ſeinen Dichtungen « wieder. Von Leſſing hat er den feinen Spott und « Sarkasmus, von Göthe die warme lebendige Dar« ſtellung der Natur und Menſchen, von Schiller das « Hohe, Edle, Ideale, von J. Paul die bunte überſtrö« mende Fantaſie. Er hat aber mehr als ſie alle,

Nach dem bekannten Einschachtelungs-System muß freilich das neue Deutschland eigentlich als Kind und Keim schon im alten völlig gestaltet gewesen sein.

« ein Gemüth und Talent, das ohne alle fremde Beimischung die Deutsche Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Tiefe und im weitesten Umfang erfüllt und offenbart. — Die tief bedeutsame wunderreiche Erscheinung dieses Dichters bezeichnet einen Wendepunct in unsrer neuen Bildung. Sie wird ihre Wirkungen weit in die Zukunft verbreiten. — Er hat das Leben, die Kunst und die Charactere des Mittelalters poetisch aufgefaßt. Die Tiefe und Wärme des Gemüths, den eigentlichen Character des Mittelalters hat er aufgefaßt. Dieses Gemüth offenbarte sich in Andacht, Liebe, Ehre, und der Verstand unsrer Zeit hat ihm leider das Gegentheil, nemlich Unglaube, Egoismus und Schamlosigkeit entgegenzu sezen. — Seine Genovefa und Octavian bilden vereint ein vollständiges Gemälde des mittelalterlichen Geistes. Genovefa ist die Lilie, Octavian die Rose. Diese zartesten und tiefsten aller Dichtungen werden daher von dem großen Haufen der Aufgeklärten als Schwärmerei bedauert, als Kinderei belächelt. » —

Kein Wunder alſo, daß der Genius des alten auch die Hauptgenien des neuen in ſich trägt; und doch komiſch genug, daß das Neue trotz ſeiner Schlechtigkeit einen Dichter hervorgebracht hat, der das Alte wie das Neue überflügelt.

Wahrſcheinlich erkennt man in dem wunderbaren poetiſchen Erlöſer deshalb ſo glänzende Qualitäten neuerer Menſchen, weil er ſelbſt Menſch werden mußte um ſich uns zu offenbaren, und weil er 3) verſteht « nicht blos das Heilige aufs tiefſinnigſte, ſondern « auch das Komiſche meiſterhaft zu behandeln. » Behandeln! alſo auch ein Genie kann ſich mit Behandlung abgeben. Man denke an das oben mitgetheilte. — Uebrigens iſt unter dem Komiſchen beſonders der geſtiefelte Kater gemeint und unter dem Heiligen «Octavian und Genovefa, in welchen « zwei Werken allein ein vollſtändiges Gemälde des « Mittelaltergeiſtes enthalten iſt.» Der Mittelalters-Geiſt muß verwünſcht langweilig und ſaalbadrig geweſen ſein, wenn es mit der Portraitähnlichkeit in den genannten Büchern ſeine Richtigkeit hat. Hr. M. aber ſagt's, und wer wird zweifeln, da Hr. Tieck der Genius des alten Deutſchlands ſelber iſt, und jedes

Wort, das er hinschreibt, natürlich nichts als Spiritus des Mittelalters sein kann.

Ferner heißt es 4) «Tieck hat das Leben, die Kunst « und die Charactere des Mittelalters in ihrer Natur « wieder erweckt.» — Dieser Punct ist wichtig. Es handelt sich nicht mehr im Singular vom Character des Mittelalters, sondern im Plural von Characteren. Beim Singular mußten wir die Achsel zucken und sagen: Leider kennen wir Dein Mittelalter nicht; aber Charactere? das müßten doch Personen sein, die gelebt haben, die in der Historie vorkommen, die wir längst gewünscht, so recht in ihrem Innersten, was oft die Historie nicht eröffnet, kennen zu lernen. Gott sei Dank, daß der Genius des Mittelalters selber kömmt und sie durch seinen Zauberstab aufleben läßt. —

Aber wer sind sie denn? Etwa Wittekind und die Friedriche, der Löwe Heinrich, die Ottonen? — Wie, keiner von denen? — Ach Gott, wenn es nur nicht etwa solche Kerlchen sind, wie sie der ewige Jud (wir meinen den Epopten) aus dem Reisejournal zog, so ein Roland mit dem hausbohen Kraken und so ein Samson mit zwei Spannen Breite zwischen den

Augen! Faſt iſt es zu vermuthen, denn wir erinnern uns keines einzigen hiſtoriſchen Menſchen aus dieſen dickleibigen Dramen. Oder wäre der Florens einer, der lümmelhafte Junker, der urplötzlich durch ſeine Faust zum Helden und noch dazu verliebt wird und Blumen und Fraſen ausſpricht, als wenn der Erzengel Gabriel über ihn käme? Oder das ſchwache Ding von Octavian, das mit Muſelmännern ficht und alſo unmöglich mit dem römiſchen Auguſtus eine und dieſelbe Perſon vorſtellen kann? Doch halt! es treten ja in der Genovefa der gewaltige Hammer Karl und Bonifazius auf. Das ſind doch zwei Perſonen, die vor Zeiten wirklich Fleiſch und Bein gehabt; die werden es ſein, welche Herr Tieck als leibhaftige Repräſentanten des Mittelalters aufgeſtellt oder wenigſtens zum Sprechen ähnlich abgeſchatret hat. Aber lieber Himmel, was ſind das für Geſchöpfe! die ſchülerhafteſten Kleckſereien eines Anſtreichers können eher für Holbein'ſche und Dyk'ſche Portraits gelten, als jene Figuren für Menſchen! Ausgeſtopfte, mit bunten Lumpen, nicht einmal mit Flittern, behangene Marionetten ſind's, die noch obenein eine widerlich blümelnde Sprache führen, keineswegs aber wahre oder nur

ähnelnde Abbilder, die ein glücklicher Shakespearisch-Göthisch-Scottischer Griff aus dem Orkus der Geschichte hervorgeholt hätte.

Der Ausspruch: «Tieck steht als großer Wendepunct «in unsrer neuen Bildung da» gefällt uns besser; denn eine beträchtliche Sandbank war er, das ist gewiß. Seine Jünger, wie Winde aus Aeolus Schlauch, hätten gern unser stolzsegelndes Literaturschiff aus Unvernunft und Unkunde darauf getrieben, um es stranden zu lassen. Es ist glücklich vorbei gesegelt.

Hr. Tieck muß sich eigentlich selbst über das Lob ärgern. Er hat zu viel Einsicht oder, richtiger, zu viel Ahnung vom Wesen der Poesie, um nicht recht gut zu fühlen, wie schwach die seinige ist.

Der alte Ausspruch, die Dichter wüßten nichts von ihrem Dichten, und Shakespears Worte: des Dichters Aug' in schönem Wahnwitz rollend blitzt von der Erde zum Olymp, vom Himmel zur Erd' herab u. s. w. lassen sich so verstehen: Sie vermögen nicht zu zergliedern, warum ihre Seele grade so und nicht anders empfindet, denkt und Gestalten schaut. Höchstens können sie Rechenschaft geben von dem, was auf

ihren Ideengang eingewirkt, was ihren Geſchmack gebildet, und was ſie mit Abſicht gethan haben. Göthe z. B. weiß, daß er die Natur auf ſich einwirken ließ, um getreulich ihre Eindrücke aufzunehmen und mit möglichſter Klarheit wiederzugeben. Weshalb aber grade ſeine Anſchauungs- Gefühls- und Denkweiſe und ſeine Sprache die Göthiſche iſt und nicht die ihm verwandte Shakespears oder Homers, das weiß er nicht. Er kann pſychologiſch erörtern, welche Eindrücke früh das häusliche und öffentliche Leben, die Natur um ihn her und die Schriften, die er las, auf ihn gemacht, welche Richtung ſie ihm gegeben haben; aber die in ihm liegende Fähigkeit, die Eindrücke grade ſo und nicht anders aufzunehmen, muß ihm verborgen bleiben. Dieſe iſt ſein angebornes unerklärliches Eigenthum, und beſtimmt den reinen geiſtigen Werth ſeines Naturels, wie das bei jedem Menſchen der Fall iſt. Wir ſchließen hieraus folgendes:

Wollte ein Genie, wie Göthe, von Homer oder Shakespear ergriffen, nicht blos äußere Kunſtformen dieſer Dichter nachahmen, ſondern etwas dichten, was gänzlich ihren Arbeiten ähnlich ſehen ſollte, ſo würde er dies, kraft ſeines bedeutenden, gewandten Talents,

bis auf einen gewiſſen Grad leiſten, dadurch manche nicht tief genug blickende Leſer täuſchen können; nimmermehr aber wirklich homeriſch oder ſhakespeariſch dichten, ſondern ſtets, trotz aller Verhüllung, ſeine Göthiſche Art ausſprechen. Noch ſchwieriger, und nicht einmal zur Täuſchung gewöhnlicher Leſer, würde ihm die Nachahmung fremdartiger, ihm nicht verwandter, Meiſter z. B. Wielands und Schillers geworden ſein.

Jeder Dichter hat gelernt; ſelbſt die, welche für die älteſten oder erſten ihrer Gattung gelten, haben Anfänger vor ſich gehabt, von denen ſie lernten. Sie wirken bildend auf einander ein, und in jedem Meiſter iſt mehr oder weniger bei dem eigenſten ihm gehörenden Kerne eine Zuthat aus Nachahmungstrieb und Kunſtſinn. Dieſe Fähigkeiten können aber niemals ſich der Seele eines Vorbildes bemeiſtern, ſondern nur der Vorſtellungen, worin die Gefühle Gedanken und Bilder jener Seele ſich ausſprachen, und der Kunſtformen, worin ſie als fertige Gewebe ſich darſtellten.

Tiecks Poeſie ſoll nun Schillers Hoheit Adel und Idealität, Göthes warme lebendige Darſtellung der Natur und Menſchen, und J. Pauls bunte Fantaſie

beſitzen. Welch ein ungeheures Genie, das dieſe drei Geiſter, d. h. nicht ihre Gedanken- und Kunſtformen, ſondern ihr weſentliches Eigenthum in ſich vereinigt. Wie komt's, daß die Nation, die alle drei Meiſter hochſchäzt, ihn noch nicht zum Divus Ludovicus erklärt hat?

Uebergehen wir die Abſurdität der Vorſtellung, daß eine menſchliche Seele eine Complexion von drei Seelen ſei, die ſich ſo unähnlich ſind, daß ſie gegenſeitig ſich lähmen und vernichten würden. Richten wir lieber an jeden Leſer, der im Stand iſt, in poetiſchen Werken das Wahre vom Falſchen nur in dem Grade zu unterſcheiden, wie Feuer und Härte des Diamant von der nüchternen Helle und Zerbrechlichkeit eines Glasſtückchens, die Frage: ob ſie Tiecks poetiſche Kraft je mit der Schiller'ſchen und Göthiſchen verwechſelt haben? Wir wenigſtens antworten mit Nein, geſtehen aber zu, daß die Natur, je mehr ſie ihm Dichterkraft verſagte, ihm deſto mehr Sinn für die *Manieren* fremder Dichter gegeben hat. Er ahmte deshalb nicht blos Kunſtformen nach, denn er fühlte, daß ſie ohne den Geiſt nichts ſeien, ſondern die vorhin erwähnten Wortſtellungen, Gefühls-, Bilder- und Gedanken-

weiſen, die freilich ebenfals ohne den Geiſt nichts ſind; bei deren Aneignung er jedoch ſich ſelbſt als verwandter mit jenen Dichtern vorkam und weniger das Publikum als ſich ſelbſt täuſchte. Da aber, wie geſagt, das Weſen der Beſeelung nicht nachzuahmen iſt, und nur eines Schriftſtellers eigne Gedanken in ihre Gedankenkleider paſſen, ſo ward die Beſeelung eine Tieck'ſche, d. h. eine ziemlich ſchwache, kein Gemüth ergreifende. Seine Kunſtformen ſogar mußten unſchön werden, weil ſie nicht von innen heraus ihr Gepräge erhielten und oft ſtreckenweis völlig leer waren; ja ſobald er nicht als Nachahmer darin erſcheinen wollte, wurden ſie durchaus geſchmacklos.

Wie manche Sprünge macht er nicht in Witz und Humor, eh er uns ein kleines Lächeln abgewinnt; und welche Leidenſchaft hat er je reden laſſen, die uns erwärmt hätte! Zuweilen gelingt es ihm, einen Character durch ſein Nachahmungstalent ſo zu zeichnen, daß er beinah das Prädikat eines Dichters dafür verdient; doch ſind es, näher betrachtet, jedesmal ſolche Perſonen, woran viel Aeußeres aufzufaſſen iſt, z. B. der Maler Eulenboek und der Perückendeklamator. Da aber die Hauptſchöpfung eines Characters nur aus

dem innerſten Weſen eines Dichters hervorgeht, ſo fehlt auch ihnen das individuelle Leben, welches Shakespear, Göthe oder Walter Scott ihnen eingehaucht hätte.

Jean Paul bemerkte vor zwanzig Jahren, Tieck ſei ein Miſchling. In der That huldigte dieſer einigen literariſchen Göttern zu gleicher Zeit, und da er überdem von der Verehrung des Südens und des Mittelalters mit fortgeriſſen wurde, ſo gerieth er durch Vermiſchung der Manieren und Zeitalter in's Barocke, und durch Verwechslung der Regelloſigkeit mit Genialität in's Barbariſche. Eines großen innern Gehalts entbehrend, an der Weitſchweifigkeit der Volks- und Ritterbücher ſich labend, und mit der Gabe leicht zu ſprechen ausgerüſtet, ergoß er ſich in Redſeligkeit und zerfließender Breite, ſo daß Jean Paul wieder treffend und doch äußerſt milde von ihm ſagte: Tieck gibt ſeine Feuerwerke zu ſehr auf dem Waſſer. Was in Proſa überſetzt ſo viel heißt als:

Sein Dichten wahrlich iſt nicht trocken,
Viel Brühe und nur wenig Brocken.

Selbst auf seine neueren Arbeiten, auf die Novellen nemlich, paßt dieser Ausspruch. Die ruhige Entwickelung, worin er gern die Klarheit der göthischen Prosa mit Witz und Humor verbinden möchte, wird zu sehr durch Schwaphaftigkeit, verfehlte Zeichnung und Affectation gestört und auseinander gezerrt; und doch sind sie weit besser als sein ehmaliges Dramen- und Romanzengeklingel. Man schlage nur seine Gedichte auf, die neulich in einer dicken Sammlung wieder aufgelegt sind. Beweise befinden sich zu viel Dutzenden darin.

Hier fällt uns das obige liebloſe Urtheil über Hebel's Poesien ein. Auch Tieck hat Ideen und Naturgegenstände, selbst Geräthschaften, personifizirt, aber wie? Zur Probe müssen wir doch eine Personification näher anschauen und zwar keine der schlechtesten. Es sei der Frühling, ein Carmen, das aus 58 nachläſſigen Versen besteht.

Der Frühling — singt er — ist gekommen und sucht sein Spielzeug wieder zusammen, was ihm der Winter verstört hat. Er putzt den Wald mit «grü-«nen Flammen,» läßt die Nachtigall singen, die

Obſtbäume und die Aprikoſenwand blühen, allerlei Blumen ſprießen, und nicht blos auf Feldern, auch in Gärten. — Weil aber der Gärtner noch nicht aufgeſchloſſen hat, klettert er über die Mauer. Das läßt ſich hören. Daß er aber, eh' noch der Gärtner herein tritt, ſelber den Burbaum ſchneidet und ſchaufelt und bis ſpät in die Nacht arbeitet, kommt ihm gar nicht zu, und iſt ganz undenkbar. Eben ſo fällt der Frühling aus der Rolle, wenn er ſagt:

Vollender iſt mein Thun,
Ich habe ſchon die Schwalben her beſtellt,
Sie tragen mich in eine andre Welt.

Er ſtirbt alſo erſt, wenn die Schwalben abzieh'n.

Wie nun der Frühling gegen ſeine Art ſich einige Monate älter macht, ſo vergißt er auch, daß er noch eben ein rüſtiger Burſch war, der über die Gartenwand ſteigen und tüchtig arbeiten konnte. Ich muß fort, ſagt er, den Herbſt über kann ich nicht bleiben, « denn ich bin zu klein das Obſt zu pflücken, zu klein, « um den Stock der ſchweren Traube zu entklei« den u. ſ. w. » — Wie? nicht einmal von der Rebe kann der Burſch eine Traube abbrechen? und doch

ſchneidet er die Bäume und gräbt und ſchaufelt und klettert? — Das Gedicht ſchließt mit folgenden Verſen:

Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind
Und nicht zur ernſten Arbeit geſinnt,
Doch wenn ihr des Winters überdrüſſig ſeid,
Dann komm' ich zurück zu eurer Freud'.

Man vergleiche doch damit eine Hebel'ſche Perſonification, z. B. die muntre Jungfrau des Bergwaſſers Wieſe, das Neujahr, das Spinnlein, und welche man will. Glaube aber Niemand, jener Frühling ſei abſichtlich unter Tieck's ſchlechteſten Gedichten ausgeſucht; nein, er ſteht in Kunisch's Handbuch der Deutſchen Literatur unter den Probeſtücken, und die daneben ſind nicht beſſer.

Es iſt alſo thöricht, ſich zu ärgern und gar die Aufklärung zu ſchelten, weil man Herrn Tieck nicht vergöttern will. Dieſer Dichter beſitzt kein Genie, das iſt der Grund und kein andrer; ſonſt würde er auch ganz Deutſchland für ſich haben, denn ſelten iſt für das erſte Auftreten eines jungen Autors ſo geſorgt worden, als für ihn. Er traf eine ſchon bereit ſtehende Parthei, die ſich des Parnaſſes bemächtigen, der

Deutſchen Kunſt eine andre Baſis und Richtung geben wollte. Sie ſtießen wetteifernd in's Horn und prieſen ihre Werke. Tieck ward vor allen geprieſen. Hie Volkspoeſie! hie Wiedergeburt Shakespear's! hie chriſtliche Romantik, hie Mittelalter! riefen ſie; — und mancher Knabe, mancher Jüngling, der ſo rufen hörte, war gläubig und nahm aus der Studentenzeit in's ernſtere und Geſchäftsleben die Ueberlieferung mit: Tieck ſei ein groſſer Dichter. So findet man noch einzelne, auch recht wackre Leute, die ſich weiter nicht wundern, wenn Tieck neben Göthe, als wären ſie Brüder in Apollo, genannt wird.

Daß der Gefeierte eine geraume Zeit weniger ſchrieb, während die romantiſche Schule ſich zerſtreute oder in die naturfiloſofiſche ſich auflöſ'te, hat ſeinen forcirten Ruhm etwas geſchwächt. Kaum erſchien er aber von neuem, zwar nicht mit Luſt- und Trauerſpielen, ſondern mit Novellen und Theaterkritiken, ſo erinnerten ſich ſeiner die alten Freunde ſeiner vermeintlichen Gröſſe. Einige griffen zur weggelegten Poſaune, doch vergeblich. Er iſt nie dazu gelangt, die Stimme der Nation zu erhalten. Das Schreien ſeiner Freunde ward ihm ſogar nachtheilig wegen des

Contraſtes zwiſchen ſeinem wirklichen und dem ihm zugeſchriebenen Talent. Mehr noch ſchadete er ſich ſelbſt, und gab ſich ſchärferer Kritik preis, da er — wie es ſcheint, durch das Lob gereizt — mit dem beräucherten Dichter auch den gebietenden Kritiker in ſeiner Perſon vereinigen wollte. Keineswegs verfuhr er darin wie Leſſing, womit Hr. M. ihn vergleicht, ſondern wie ein Partheimann, der ſeine Farbe andern aufheften will. Wollte doch die Tieck-Schlegel'ſche Schule uns überreden, unſre Klopſtock, Wieland und Schiller ſeien nur mittelmäßige Köpfe! Natürlich mußte das Lächerliche ſolcher Ausſprüche auf ihre Urheber zurückwirken. Tieck's Profezeiungen von Umänderung des Parnaſſes fielen in's Bodenloſe. Der Aurora, die man in Tieck, in dem Verfaſſer der Lucinde und in der Wiederbelebung Jakob Böhmes als erſchienen annahm, wollte kein Sonnenaufgang folgen.

Und noch iſt Hr. Tieck, der die Kinderſchuhe längſt ausgetreten, von der Sucht abſprechender Kritik nicht ganz geheilt. Erſt kürzlich hat er ſich — wie Hr. M. berichtet, über W. Scott ſo geäußert: Wie wenig fehlt dieſem Schriftſteller zu einem wahren

Dichter, und wie ist dies Wenige, was fehlt, doch mehr als sein ganzes, großes Talent!

Hr. M. ist entzückt über die Feinheit des Urtheils. Richtig muß es sein, tiefsinnig ebenfals; es muß Ungemeines d'rin liegen, denn Er hat's gesagt! In diesem Glauben schwingt nun auch Hr. M. seine Geißel gegen den Schotten, doch in weniger feinen Worten. Er vergleicht seine Werke mit den Kartoffeln, spricht ihm den Seelenadel ab, und findet nichts Heiliges in ihm, statt dessen Bootisches und Plumpes. Wie heilig erscheint ihm dagegen Tieck! Ach, wohl wahr ist es — kann er ausrufen — daß er mehr hat als sie alle, als Göthe, Schiller, Lessing, J. Paul, als die alten und neuen Deutschen, als Provenzalen, Normannen und Bretonen! Auch das Eigenste und Schönste, was an Scott's Dichtungen geschätzt wird, ja, das wenige, was diesem Dichter noch zum Dichter fehlt — Er hat's! «Er « hat es deutlich bewiesen durch seine neueste noch « unvollendete Novelle, nemlich — durch die Cevenenen.»

Wer dies Wunderbuch, worin dem Verfasser des Waverley und Quentin Durward practisch darge-

than wird, wie ein hiſtoriſcher Roman eigentlich ſein ſollte, noch nicht geleſen hat, der beeile ſich alſo. Es kann mancher ſeinen Geſchmack daran — bilden? nein, aber prüfen. O, es kommen merkwürdige Dinge darin vor, und unvergleichliche Characterbilder! Unter andern ein Mädchen, das an Naivetät und Originalität ſeines Gleichen ſucht, und der Bruder deſſelben kann auf drei Meilen Wegs in einen Stiefel kucken, ohne Frauenhofer'ſches Fernrohr, trotz eines dazwiſchen liegenden Gebirgs, und ohne Clairvoyant zu ſein. Andre Perſonen ſind noch intereſſanter.

Beſonders aber muß man auf den bekannten Helden Cavalier achten. Er iſt meiſterhaft gelungen. So weich, ſo rührend! — — Es gibt nichts ähnliches. — Aber das gehört nicht hieher.

Wieland's Wort im Agathon, daß die Künſte nur an der Hand der Grazien und der Weisheit zur Veredlung des Menſchengeſchlechts beitragen, hat vor vierzig Jahren mehr gegolten als jetzt. Die Jünger der romantiſchen Filoſofie ſcheinen eben ſo wenig von

den Grazien, als von der Weisheit zu wissen. Wie könnten sie sonst Schriften voll gesunden Verstandes, heitern Witzes und echter Lebensweisheit herabsehen, während sie das salzloseste Gewäsch verehren, wenn es nur romantisch bunt ist!

Dies hat unter andern Hr. Zschokke erfahren, ein Schriftsteller, der zu den vorzüglichsten unsrer Zeit gehört, sowohl wegen seiner klaren angenehmen Sprache, als wegen des gediegenen Inhalts seiner mannigfachen Werke, worin er belehrt, während er nur zu ergötzen scheint, und ergötzt, wo er belehren will. Es ist auffallend, daß selten ein Autor so häufig und so ungerecht angetastet und geschmäht worden ist, wie er. Was kann der Grund davon sein? Wir wollen den Versuch machen, es zu erklären.

Zschokke war zugleich Autor und thätiger Geschäftsmann, beides schon sehr jung. Es versteht sich also, daß seine Kraft, die er auf das verschiedenartigste anwandte, später reifen mußte, als wenn sie nur auf einen Punct allein sich gerichtet hätte; und so bedurft' es bei ihm längerer Zeit, gediegen in der Literatur zu werden, obwohl sein Talent lebhafter Darstellung und überaus gewandter Rede, von vielseitigen Kennt-

niſſen geſtützt, ſchon in frühen Jugendſchriften bemerkbar iſt.

Wie aber ſein geiſtiges Spiel zu größerem Ernſt, die jugendlich üppige Rede zu größerer Klarheit kam, ſo mußte, weil er im öffentlichen Leben thätig geweſen und ſich gewöhnt hatte, bei plötzlichen Ereigniſſen und Verlegenheiten ſtets der Mann auf dem Fleck zu ſein, auch der Fortſchritt ſeiner litterariſchen Gediegenheit nur um ſo bedeutender werden. Es verband ſich mit der gezügelteren Fantaſie ein Reichthum von Anſichten der Welt, die unmittelbar aus der Erfahrung geſchöpft waren. So ſtieg er raſch, und bis zur Verwunderung derer, die ihn früher geleſen und wenig beachtet hatten, empor.

Eben dies hat zweierlei Urtheile über ihn veranlaßt. Das eine iſt das unvollſtändige, das ſich auf ſeine unreifen Jugendarbeiten ſtützt und des Glaubens blieb, er könne ſchwerlich bedeutendere Werke geſchrieben haben. Zudem arbeite er viel und verſteige ſich, den Titeln zufolge, aus der Romanwelt auch in die hiſtoriſche, und wohin man wolle. — Dieſer Beurtheilung gegenüber entſtand die andre, die nur den gereiften Autor im Auge hatte und ihn höchſt achtbar fand.

Ein zweiter Grund so mancher ungünstigen Aussprüche über ihn scheint in seinen politischen Verhältnissen zu liegen. Er war in die Schicksale der Schweiz verflochten. Zur Zeit der Umwälzung und Wiederherstellung war er einer der tüchtigsten und thätigsten Männer seines neuen Vaterlandes. Natürlich bei der Heftigkeit der Partheien in den Kantonen selbst und der Kantone gegen einander, mußte ein Character, wie der seinige, der nicht zu laviren, nicht auf den Arein zu tragen verstand, sondern sich ernst und entschieden für das ruhig Bedachte, für das zweckmäßig Angeordnete, und überhaupt ohne Ansehn der Factionen für Wahrheit und Recht nach seiner Ueberzeugung aussprach, eben so viel Gegner bekommen, als es Widergesinnte und Träger von Partheifarben gab. Diese betrachteten seine Handlungen entweder aus Irthum in falschem Lichte oder suchten sie geflissentlich in ein solches zu stellen, und vereinten daher gern ihre bürgerliche Ansichten mit jener unvollkommenen ästhetischen, die eigentlich nur Vorurtheil war; während die Kenner seines Thuns ihn als Biedermann schätzten und sich denen anschlossen, die auch literarisch den vorzüglichen Autor in ihm erkannten.

Der treffliche Mann, von seltenem Kern des Charácters und Talents, scheint sich wenig oder gar nicht darum gekümmert zu haben, was man im Leben aus politischen und in der Bücherwelt aus ästhetischen Gründen über ihn urtheilen mochte. Er schritt auf seiner Bahn selbstständig fort, thätig in Aemtern, thätig mit der Feder, leistend was wenige so vielseitig geleistet haben. Auch ward es anerkannt. Die Achtung seiner Mitbürger ward in immer größerem Maaße ihm zu Theil und, wie zu Haus so in der Ferne, wuchs die Zahl seiner Leser und Verehrer.

Die Deutsche Literatur zählt ihn jezt unbedenklich zu ihren belehrendsten Schriftstellern. Seine Baierische Geschichte ist noch unübertroffen; der geistreiche Kenner derselben, Herr von Lang, gesteht es ein. Seine geschichtlichen Zeichnungen aus der neuesten Revolutionszeit der Schweiz sind so köstliche Specialwerke, wie die Deutsche Sprache deren wenige besizt, wahre republikanische Kabinetstücke, wenn man so sagen darf. — Seine Schweizergeschichte fürs Volk ist eine Arbeit, der keine einzige kurzgefaßte Geschichte Deutschlands gleichkommt; sie vereint bündige Kürze mit Verständ-

lichkeit, Energie des Styls mit lebhaftem Erzählungston und Freimüthigkeit mit besonnenem Urtheil. Im Goldmacherdorf besitzen wir ein Volksbuch, das mit Pestalozzis Lienhard und Gertrud zu vergleichen ist, nur mit dem Unterschied, daß Pestalozzi wohl die schadhaften Flecke und das moralisch-geistige Elend des Volks kannte, aber — mit Ausnahme seiner unsterblichen Einwirkung auf die Unterrichtsweise — nichts zur Verbesserung das Volkslebens aufzustellen vermochte, was so practisch ausführbar wäre. — Brauchen wir noch jener politischen und kirchlichen Aufsätze zu erwähnen, die seine Miscellen und mehr noch die Ueberlieferungen mit solchem Gehalt ausstatteten, daß sie zu den vortrefflichsten Zeitschriften ihrer Art gehörten, deren Ende noch immer bedauert wird?

Und derselbe für Wissenschaft und Volkswohl thätige Schriftsteller ist zugleich der gewandte Erzähler, der mit Recht die poetischen Erzeugnisse seiner Feder Erheiterungen benennt, weil sie ihn selbst und unzählige Menschen ergötzen, während sie doch immer den auf Herz und Geist wirkenden Denker und sittlich fühlenden Mann zugleich verrathen. Man gedenke nur

der ſchönen Novelle ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts, oder der Darſtellung Friedrich Wilhelms I. im Feldwebel, oder der geiſtreichen Erzählung: Wer regiert denn? und unter den größeren Romanen des Freihofs von Aran.

Sollen wir ihn nun als Erzähler, wie Hebel als Lyriker, mit Ludwig Tieck paralleliſiren? Hoffentlich werden die Leſer uns davon losſprechen und ſich ſelbſt ſchon die Frage beantwortet haben: welcher der beiden Novelliſten ſie geiſtreicher und anmuthiger unterhält, oder, um Wielands Wort zu wiederholen, welcher ſeine Kunſt mehr von der Weisheit und den Grazien lenken läßt?

Die ſublimen Kunſtrichter können freilich dies Urtheil nicht unterzeichnen. Was ſollen ſie auch mit einem Hiſtoriker, der ſich bemüht Menſchen und Zeitalter beim Tageslichte zu beſehen, und ohne Viſionen? Was mit einem Politiker, der die Veredlung des Menſchengeſchlechts nicht aus verrotteten Kaſten, weder aus altdeutſchen noch aus altindiſchen, hervorſucht? Was überhaupt mit einem Denker, der eben, weil er mit ſcharfklarem Verſtande ſo ganz vorzüglich begabt iſt, keinen Ruhm darin ſucht, windige Fraſen

für haltbare Gedanken auszugeben und mit hohlem Ideenplunder glänzen zu wollen? — Der Mann iſt ihnen zu geſchmackvoll, als daß ſie ihm die Grazien, nemlich die übrigen, zugeſtänden; und viel zu vernünftig, als daß ſie Weisheit bei ihm nur vermuthen könnten. Und weil ſie ihm dieſe rund abſprechen und dennoch hören, daß er neue Schriften publicirt, ſo verdammen ſie ſolche ungeleſen und ſchreiben ihm die ſchlechteſten An- und Abſichten zu. Dies verwundert keinen, der die literariſchen Partheien kennt; wir haben nicht in der antiken Welt die Sofiſten den echten Sokratikern mitgeſpielt! Heute wie ehmals, und ehmals wie heute. In andern Ländern geht es nicht anders. Wie könnten wohl die Bonald und Marcellus den Hut abziehen vor einem Guizot und Deſtütt de Tracy? — Der Wahnſinn begrüßt zwar öfters den Verſtand, aber nur aus Irthum, weil er ihn für ſeines Gleichen hält, ſonſt wahrlich nicht. Und ſomit kann auch Hr. Zſchokke der freundlichen Begrüßungen von jener Seite ohne Kummer entbehren. Ja, der Himmel behüte ihn davor!

Man ſpricht bereits von einer Scott-Manie. Doch iſt der Eifer, mehr geſchichtlichen Boden und wahre Färbung in die leere dunſtige Romantik zu bringen, ſehr löblich. W. Scott hat eine Reinigung der dick gewordenen Romanenluft veranlaßt. Nur mögen die Recenſircollegia wachen, daß die Luft nicht auf andre Weiſe wieder verdorben wird. Sie müſſen, wo möglich, ſich der Windfahne bemeiſtern. Sollte z. B. das Hiſtoriſiren ſich dahin wenden, daß Jemand die Scholaſtiker und Myſtiker und Ordensſtifter des Mittelalters zum Centrum romanhafter Compoſitionen machte, ſo iſt ihre Pflicht, die Scott'ſche Toleranz, die Wielandſche Ironie und den geſunden Blick beider zu verfechten, damit die Darſtellung ſolcher Stoffe nicht mit Verliebung darin endigt. Wir übergehen alſo füglich dieſe Parthie der Literatur, um noch eine — wie ſoll man ſagen — Lächerlichkeit oder Barbarei, zu beleuchten, die nothwendig zu unſrer, obſchon unvollſtändigen Sammlung, gehört.

Und welche wäre das? (fragt ein befreundeter Leſer, mit dem wir ſo frei ſind, geſprächsweiſe fortzufahren.)

Antwort: Diesmal keine Vergötterung wie bei Ludwig Tieck.

Der Leſer. Alſo eine Entgötterung. Gottlob, das iſt ſchon intereſſanter. Und wer iſt der Gott, dem der Sturz droht?

Wir oder vielmehr Ich. Gedenken Sie der Worte: Göthe möge ſich hüten vor den Rittern des Mittelalters.

Leſer. Ah! ſo haben ihn dieſe endlich aus dem Sattel gehoben?

Ich. Das nicht, doch die Lanzen eingelegt, auch angerannt. Und wie es in Getümmel und Staub geht, während die Muſe ihnen den Dichter entrückt, ſchwören ſie darauf, er ſei bügellos geworden und liege ſchon im Sande.

Leſer. Närriſch Volk! Es hat ihn ja ehedem himmelhoch geprieſen; Tieck und Schlegel beſonders.

Ich. Allerdings. Das iſt Revolutionsgang. In äſthetiſchen Conventen gibt's auch Berg und Thal, und ein Idol ſtürzt das andre.

Leſer. Hm! Berg und Thal. Ich dächte, es gäbe auch ſehr gemäßigte Stimmen, die das Idol beſtreiten. — Sie ſind doch ſicher keiner von den blinden Vergötterern des Herrn von Göthe?

Ich. Auch nicht von den sehenden. Doch ist eine echte Dichtergabe, schon wegen ihrer Seltenheit, ganz besonders eine himmlische. Wenn ich diese in Göthe erkenne, wie es Viele thun, und ich soll deshalb ein Vergötterer heißen, so ergeb' ich mich darin. Uebrigens kann es Dichter geben, deren Himmelsgabe noch größer ist; warum nicht? Aber auch sie — oder sie müßten nicht Menschen sein — erreichen unmöglich das, wonach sie streben, oder nicken einmal ein, wie der alte Homerus, und so wird bei keinem einzigen die Kritik überflüssig.

Leser. Solche Kritik indeß — —

Ich. Gehört nicht unter die Barbarei, wollen Sie sagen. Gewiß nicht, es wäre denn, daß sie giftig würde oder daß die Thoren ihre Thorheit darauf pfropften, um das öffentliche Urtheil zu verwirren.

Leser. Das mag wohl geschehen; ich geb' es zu. Aber ist's nicht natürlich und erklärlich, auch ohne daß die Mittelalterer, die Schwärmer und Verdrehten, sich drein mischen? Ein Extrem erzeugt das andre. Die zu weit getriebene Verehrung, die die Flecken sogar für Schönheit ausschreit, erregt Lachen und

Spott. Und wenn man über die Verehrer lacht, trifft der Spott leichtlich auch den Gegenſtand der Verehrung ſelbſt. So erklärt ſich die Sache. Malten die einen überſchwenglich ins Lichte, ſo überwarfen die andern überſchwenglich mit Dunkel.

Ich. Unſtreitig. Doch trägt der Geiſt des Widerſpruchs nicht allein die Schuld. Die Verehrung hat das Gegentheil gewiſſermaßen aus ſich ſelber erzeugt, nicht blos in andern hervorgerufen.

Leſer. Wie ſo? das wär' ich begierig zu hören. Die Verehrer zugleich die Tadler!

Ich. Nicht anders. Die Erklärung iſt einfach. Man fand in dem Dichter viel. Man wollte noch mehr an ihm haben und fand es nicht. — Götz von Berlichingen verſchaffte ihm den Beinamen Deutſcher Shakespeare. — Als er die Satyre: Götter Helden und Wieland herausgab, machte der Angegriffene gute Miene zum böſen Spiel, und dem Deutſchen Shakespeare das Compliment, er ſei auch ariſtofaniſch. — Die verzehrende Liebe Werthers wurde mit Rouſſeau's Julie verglichen und mit Recht ihr vorgezogen. — Iphigenie entzückte die Griechenfreunde; ſie glaubten den Sofokles von den Todten erſtanden; und

wenn über Wilhelm Meiſter ſchon homeriſche Klarheit ſchwebte, ſo zeigte ſich Homer ſelbſt in Hermann und Dorothea. — Einzelne Epigramme waren antike Gemmen. Die Antike von Weimar (ſo betitelte ihn J. Paul) erſchien ſogar in Properz' und Martial's Geſtalt; und wenn man in den Propyläen und der Ueberſetzung des Cellini den gediegenen Kenner, nicht blos der Kunſt, ſondern der künſtleriſchen Technik, erkannte, ſo überraſchten die Wahlverwandſchaften durch die ganz neue Verwandlung naturwiſſenſchaftlicher Lehren in poetiſche Verhältniſſe. — Was braucht's noch der Erinnerung an die entgegengeſetzteſten Werke, an den Fauſt, der vielen »wie ein Mühlrad im Kopf herum» ging,« und an den Divan, wo man in Roſenlauben mit Hafiz und Sadi zu Tiſch ſaß!

Dennoch ſchien der Proteus nicht vielgeſtaltig genug. Daß er alles, was in ihm erblickt wurde, doch nicht gänzlich bis auf's Härchen war, alſo kein wirklicher Sofokles, kein wirklicher Homer u. ſ. w., ſondern immer nur Göthe, das war ärgerlich. Wie mancher wünſchte, Göthe möchte grade in demjenigen Stoffe und in derjenigen Form, worin er ihn am meiſten entzückte, immer und immer aufgetreten ſein! Ja

hätt' er der antiken Diana hundert Iphigenien oder der Shakespearischen Muse eine Hekatombe von Göhen geopfert, so wäre man zufrieden gewesen. Da er aber so viel war und zu Vergleichen mit manchem großen Meister Veranlassung gab, so verglich man ihn mit allen. Die Verehrer wurden ungenügsam; und wie es denn mit Anforderungen geht, jede Menschensorte wünschte ihn nach ihren Begriffen und Bedürfnissen. Man hätte gern Bestellungen bei ihm gemacht, wie Englische Thoren von Scott wildes Feuer à la Byron, und von diesem liebenswürdige Charactere à la Scott verlangten. Der Eine vermißte in ihm den Oppositionschef, jener den Theosofen; die Frömmler hätten gern einen Spener in ihm gesehen, die Mittelalterer einen Ritter des Sanct Graal und, fast sollte man sagen, die Verrückten einen Verrückten. — Ist's nicht klar, daß sie ihn zu ihrem Gott wollten, und da er kein Gott sein konnte, ihn in voller Verehrung vom Altar stießen?

Leser. Die Erklärung läßt sich hören. Es gäbe also zweierlei Gegner der Göthischen Muse, die aus Vergötterung es geworden, und die niemals Vergötterer, sondern das Gegentheil gewesen. Zwischen

den-Urtheilen beider liegt wohl die Wahrheit in der Mitte.

Ich. Möglich.

Leſer. Und möglich, daß das wahre Urtheil ſich eben darauf ſtützt, daß der Dichter Vieles nicht iſt, und Vieles ihm fehlt, um ſo groß zu ſein, als er ſelbſt den weniger blinden Verehrern erſcheint.

Ich. Vieles nicht ſein; ja — jedes Ding der Welt iſt das alles nicht, was es eben nicht iſt. Und zählt man dies auf, ſo läßt ſich dem eigentlichen Werthe deſſelben näher rücken, wie in dem Rathſpiel, wo durch Verneinung gefragter Merkmale der Kreis um ein zu rathendes Wort immer enger gezogen wird, bis es ſich entdeckt. Aber wird durch alle Negationen das Wort im Gehalte geringer, als es an ſich iſt? Bezeichnet es Herrliches und Schönes, — gut! keiner wird es bekritteln, weil es nicht Größeres und Schöneres noch umfaßt. — Im Garten Gottes gibt es der Gewächſe viel. Wozu ſich ärgern, daß die Hyacinthe nicht zugleich die Lilie iſt, oder — wie in Gleim's ſchöner Fabel — die Eiche keinen Kürbis trägt! Das bildet eben die Literatur zu einem eben ſo herrlichen als ungeheuren Wunderpallaſt, daß die einzelnen Par-

thien von den verſchiedenſten Geiſtern erbaut und verziert werden, was kein einzelner für ſich vermöchte. — Man erfreue ſich des Oberon und Ariſtipp, des Nathan, der Bürger'ſchen Lieder und Romanzen, der Jungfrau von Orleans, des Herder'ſchen Eid, der Iphigenie, der Flegeljahre, des Narren aus dem neunzehnten Jahrhundert u. ſ. w., ohne zu mäkeln, daß eins nicht das andre zugleich in ſich enthält und nicht vom gleichen Meiſter geſchaffen iſt.

Leſer. Damit möchten aber die Flecken, die den Nathan, Oberon u. ſ. w. von der vollendeten Schönheit fern halten, noch nicht ausgelöſcht ſein. Abgeſeh'n von dem, was einer nicht iſt, kann er ſehr tadelnswerth ſein in dem was er wirklich iſt. — Hat nicht Göthe z. B. auch unwürdige Producte verfaßt, und ſie nicht blos einmal dem Publikum preis gegeben, nein, noch ſpäter ſeinen Sammlungen einverleibt? Dürfte man dies nicht tadeln? Soll man gleichgültig zuſehen, wenn eine Stella, ein Großkofta, dies und jenes Sing- und Feſtſpiel, manch kühles Gelegenheits-Carmen, ſogar die Brockenſcenen und ähnliches wiederkehren, ja Neues noch hinzukommt, das ebenfals ſeinen Ruhm nicht vergrößern wird?

Ich. Ich dächte, Niemand spräche davon, daß sein Ruhm von Abfall seiner Gedanken und Fantasien abhängt. Wer auch in ihnen den Göthischen Geist verehrt, kann manchmal recht haben, manchmal lächerlich werden. So gibt es Verehrer Shakespeares, die sich mittelmäßige Dramen und Wechselbälge des sechszehnten Jahrhunderts nicht rauben lassen. Sobald eine Shakespearisch klingende Fraze darin zu wittern ist, gerathen sie auf die Vermuthung, ihr Gewaltiger könne sie, in der Jugend etwa, verfaßt, oder doch mit Scenen und Bildern bereichert haben. Statt die Zahl seiner Theaterstücke über 34 hinaus zu treiben, sollte man sie mindestens um ein halb Dupend verringern. — In Wieland's sämmtlichen Werken ist nicht weniges zu finden, was nicht blos ein Aristarch streichen würde. In Rousseau's, Herder's, Byron's, Zschokke's Werken hat sich zwischen die gediegene auch leichte Waare verirrt; und Schiller, der es gewiß streng mit sich nahm, glaubte im zweiten Band der Gedichte seinen Freunden die Jugendverse nicht vorenthalten zu dürfen, wodurch die kostliche Sammlung offenbar entstellt wird.

Aehnlicher Anſicht folgt der Dichtergreis, wenn er Sachen, die er ſelbſt für keine Meiſterarbeit hält, wieder abdrucken läßt, indem er glaubt, es ſei den Freunden lieb, ſein ganzes literariſches Thun überblicken zu können. Er gibt dadurch mit Abſicht, aus Liebe zur pſychologiſchen Wahrheit, ſich ſelber preis. Sollen wir nun begierig drüber herfallen und ausrufen: o Göthe, wie klein, wie klein! wofür hälſt du uns, daß du alles, was dir entfällt, für Perlen verkaufſt? —

Wirft nun vollends Jemand dem Greis vor, daß er jetzo nicht mehr mit jugendlicher oder mannkräftiger Feder ſchreiben kann, — wie unanſtändig, wie unwürdig iſt das! — Will man ihn antaſten, ſo ſuche man ihn auf, wo er noch mit belocktem Haupte, mit glänzender Rüſtung daſtand. Man wende ſich gegen die Fülle ſeiner geiſtvollen Werke, deren ſo viele und ſo ausgezeichnete ſind, daß die kleine Zahl der ſchwächeren davor verſchwindet. Die Nachwelt ohnedem bekümmert ſich nicht um dieſe.

Es gibt wenige, die ſich mit Petrarks latinis befaſſen; ſeine Sonnette und Canzonen haben ihn verewigt. Nur Literatoren von Profeſſion fragen

nach Cervantes und Machiavell's Dramen; der Don Quixote und die Florentiner Geſchichte bilden ihre Glorie. Durch den temple de Gnide hätte der Verfaſſer des esprit des loix keine Unſterblichkeit erlangt. Niemand wird auch dieſe Männer anders als nach den wahren Werken ihres Genie's beurtheilen; und mit den Göthiſchen ſollten wir anders verfahren? Warum der Nachwelt den reinen Maßſtab überlaſſen, und bei Lebzeiten unſers Meiſters den unreinen anwenden?

Leſer. Das wollen wir nicht. Geiſteskraft, Kunſt, Sprachgewandheit u. ſ. w. das ſind Eigenſchaften, die man ihm laſſen muß, und die auch die Tadler nicht verkennen.

Ich. Nicht verkennen? O, was verkennt nicht die Streitluſt, die Paraderie, der Neid, der Unſinn! Sie ſollen ſehn — — doch, laſſen wir die Unſinnigen noch bei Seit, da wir einmal auf die gemäßigteren Tadler gerathen ſind. Bleiben wir dabei ſtehen. Nun, was träfe denn ihr Tadel, wenn die unbedeutenden Producte nicht beachtet werden?

Leſer. Kurz zu ſagen, den Gebrauch, den er von ſeinem Genie gemacht hat. Sehen Sie nur in

ſeinen Werken ſich um. Wo ſind da große Handlungen und hohe hinreißende Gefühle? Man vermuthet, daß ſeine Seele ſich nicht damit beſchäftigte; er würde ſie ſonſt, wie alles, was in ihm lag, zu poetiſchen Bildungen benutzt, und namentlich würde er größere männliche Charactere dargeſtellt haben.

Ich. Hm! — Solche vielleicht, wie im Agamemnon, Oedipus, Makbeth, Hamlet, Othello, Emilia Galotti, Maria Stuart und andern?

Leſer. Ja, etwa.

Ich. Ei, finden Sie denn darin große Handlungen, große Charactere? Groß nemlich, in dem Sinne, den ich bei Ihnen vorausſetze. Gehen wir ſie einzeln durch.

Leſer. Wozu das? — denn in der That — das Wort groß könnte in Erörterungen verwickeln —

Ich. Die zu weit führen, — gut. Bleiben wir alſo bei der Annahme, einſtweilen wenigſtens, daß die gefeierten antiken und modernen Dramen, die ich nannte, nicht eben größere Handlungen der Menſchheit darſtellen, als die Göthiſchen. Stehen ſie aber deshalb auf einer tieferen Stufe als etwa Klopſtock's Hermannſchlacht? oder iſt ihr dramatiſcher Werth

nicht höher als die Steifheit dieſes lyriſchen Bardiets, trotz ſeines größern Gegenſtandes und des vaterländiſchen Sinns, der darin lebt? — Manchen iſt die Eroberung Jeruſalems durch die Kreuzfahrer eine große Handlung. Geſezt ſie wär es, gibt dieſe Größe, gibt der Character des würdigen Gottfried dem Epos Taſſo's die Reize, die Schönheiten, die wir daran bewundern? Wäre dies der Fall, ſo müßte die Meſſiade jedes ſonſtige Epos überragen, da ſie die erhabenſte aller Thaten und den größeſten aller Charactere beſingt, und noch dazu mit elegiſcher Innigkeit und lyriſchem Feuer gedichtet iſt. Und wieviel großmüthige hochherzige Handlungen, welches Ringen mit dem Schickſal, welche Selbſtopferungen ſind nicht zu Stoffen für die Bühne oder für unterhaltende Romane gewählt worden, ohne daß die Stoffe den Dichtungen ihre Größe mitgetheilt, ja faſt immer nur zum Contraſt des Wollens mit dem Vollbringen gedient haben.

Bedenken wir das, ſo findet ſich der Maßſtab für das Genie nicht in den dichteriſchen Gegenſtänden, die es wählt, ſondern in der treflichen Behandlung derſelben, in der innigen Verbindung der Natur mit der Kunſt.

Leſer. Bitte, Halt zu machen. Was Sie eben ausſprechen, werden Sie ſchwerlich unterſchreiben; denn auf dieſe Art würde die Kraft, Ideales zu ſchaffen, mit der Kraft das Natürliche, das Characteriſtiſche zu zeichnen, für identiſch erklärt. Ich erinnere an ihren eignen Abſcheu vor der Identitätsſophiſtik.

Ich. Den ich auch nicht verläugne. Welche verſchiedene Begriffe hätt' ich aber für identiſch genommen? Ideales und Characteriſtiſches? ich dachte nicht daran. Indeß kommen uns dieſe Worte nicht ungelegen in den Wurf. Was verſtehen Sie unter Idealem?

Leſer. Nun was man in der Kunſt darunter verſteht, das Vollkommenſte in ſeiner Gattung, entfernt von der gemeinen Wirklichkeit, an welcher das Characteriſtiſche hervorſticht.

Ich. Alſo ſind ſeine Beſtandtheile doch aus der Wirklichkeit genommen?

Leſer. Wie könnt' es anders!

Ich. Gut, ſo ſtimmen wir in dieſem Puncte zuſammen. Aber alles Schöne und Vortreffliche, was in der Wirklichkeit erſcheint oder möglicherweis darin erſcheinen könnte, muß ſeinen Character haben. Apoll und Zeus führen ihr beſtimmtes Gepräge; Maria und

die Apostel ebenfals. Wo ist nun das Ideale, das dem Characteristischen entgegenstände? — Mich däucht, Hr. Hirt zu Berlin hat schon längst dagegen geeifert und den Ausspruch gethan, alle Kunst müsse characteristisch sein. Und schwerlich ist dies zu bestreiten, denn selbst die Schönheit an sich, die Tugend an sich; was sind sie ohne lebende Persönlichkeit, ohne Character, anders als Ideen, nimmermehr Gegenstände der Kunst?

Leser. Das wohl. Allein wie wenig individuelle Züge braucht es, um ein ideales Wesen darstellbar zu machen? Nur einige Zuthat vom Menschlichen —

Ich. O diese Zuthat vom Menschlichen! — Glauben Sie denn, daß ein Dichter, ein bildender Künstler, eben weil er gezwungen ist, diese Zuthat seiner abstracten Idee beizufügen um sie nur darstellbar zu machen, in der Darstellung selber das erreicht, was seiner begeisterten Seele vorschwebte? Gewiß nicht. Und so wäre sein Werk schon kein Ideal mehr. — Es schwebt aber alles, was der Dichter schaffen will, sei es nun Erhabenes oder Geringeres, als unerreichbar vor seinem Blick; folglich ist alles Darstellbare in der Seele des Künstlers ideal. — Warum wollen

wir nun dies Wort nicht lieber so gebrauchen: einmal für Ideen oder Urbilder, die das Vollkommene in der geistigen und sittlichen Welt bezeichnen; und zweitens, für alles, was der Mensch künstlerisch zu bilden strebt, mag es aus der gemeinen oder edleren Wirklichkeit genommen sein? Auf diese Weise hätten wir Ideale des denkenden Geistes, und Ideale des dichtenden oder bildenden; beide aber ausgeschlossen von der Welt der Erscheinungen. Wo die Kunst es versucht, sie zu versinnlichen, da müssen sie Gestalt und Character annehmen.

Leser. Trotz dem muß ich auf Ihre obige Aeußerung zurück kommen. Es schien mir, als wär' es Ihnen gleich, ob der Dichter seine Stoffe oder — wenn Sie wollen — seine Kunstideale aus der gemeinen oder aus der höheren Wirklichkeit entlehne, ja als ob der Stoff überhaupt gleichgültig sei.

Ich. Keineswegs ist er das. Ich sagte mit Fleiß dichterische Stoffe, worunter dürftige und unästhetische nicht verstanden sind.

Leser. Also doch schwache wie mächtige, niedliche wie erhabene, leichtfertige wie würdevolle.

Ich. Mit Ausnahme der schwachen, ja.

Leſer. Nun ſo mögen die ſchwachen ſchwächere heißen. Schwächere Stoffe verlangen aber weniger Dichtungsgabe zu ihrer Behandlung, als die bedeutenden. Ein Kunſtwerk von hohem Intereſſe und voll ſittlicher Würde ſollte doch wohl einem andern vorzuziehen ſein, dem minder hohe Charactere, minder wichtige Begebenheiten zum Grund liegen, geſezt, ſie wären beide mit gleicher Wahrheit und Kunſt ausgeführt? —

Ich. Das wollt' ich auch vorhin nicht verneinen, wenn ich behauptete: die Trefflichkeit der Behandlung berechtige zum Urtheil über das Genie des Dichters. Verſteht ſich, daß die Stoffe in Betracht kommen. Doch, wie geſagt, man unterſuche die Dichtungen, wo ſittlich oder geiſtig hohe Ideen in Thätigkeit geſezt wurden, und betrachte die Ausführung; wie unendlich ſelten wird ſie vollendet ſein! Oder findet man wirklich in der Zeichnung des Marquis Poſa die Naturwahrheit, die nichts zu wünſchen und zu zweifeln übrig ließe? — Ich ſage dies nicht um Schillers Größe verkleinern zu wollen. Er rang unablaßig nach dem Höchſten; und in Zeichnung männlicher, für große oder ſchwierige Unternehmungen entflammter und ent-

flammender Charactere, hätt' er sie auch zuweilen mehr gedacht als geschaut, hat er Vorzügliches geleistet. Schon seine entschiedene Hinneigung zu ihnen gebietet Achtung.

Leser. So recht, das laß ich gelten! Nur des Verses gedacht: Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten. Aber da haben wir's, wo es bei Göthe fehlt. Wo sind bei ihm die Posa, die Tell und Max?

Ich. Schon wieder Negationen! Schon wieder die Litanei, daß der eine nicht der andre ist. Bleiben wir doch in der Freude, daß mehrere Dichter unser Vaterland verherrlichen und ihm die literarische Krone aufsetzen zur Entschädigung für die verlorne kaiserliche.

Leser. Die Krone in allen Ehren! Aber wenn Sie einen Mangel an Schillers Kraft finden dürfen; warum ich nicht an der Göthischen? Wir stehn darin gleich.

Ich. Mit Unterschied. Ich sagte nicht, daß Schiller dies und jenes hätte thun sollen, was andre thaten. Ich halte mich nur an das, was er geleistet hat, und gebe den Kritikern Recht, wenn sie behaupten, daß mit den Stoffen, die er wählte, seine so

bedeutende und edle dichterische Kraft nicht immer in gehörigem Verhältnisse stand.

Leser. Und bei Göthe?

Ich. Nun, die Charactere, die er wählte, wußt' er auch völlig zu treffen. Wenigstens möcht' es schwer werden, sie mit größerer Harmonie zwischen ihren Worten und Handlungen sich zu denken. Er bedurfte nicht, sie durch Zuthat von Gedanken- und Bilderfülle, durch rednerischen Schimmer, durch überraschende Ereignisse, um so viel zu heben, als sie bei schwächerer Auffassung ihres Wesens hinter der Naturwahrheit zurückgeblieben wären.

Leser. Mag immer sein. Die Richtung des Schiller'schen Genius, wäre auch die poetische Anschauung nicht so groß gewesen, bleibt dennoch die edlere, oder die höhere. Er liebte mehr die Helden und die Geschichte, der andre mehr die Liebhaber und die Natur.

Ich. Wie aber, wenn Göthe fähig gewesen wäre, auch jene zu schildern, d. h. ebenfals in einem gewissen Grade? Sein poetisches Feuer der Leidenschaft scheint mir von keinem Dichter überboten zu sein. Denken Sie an Werther und Orest, Franz und Tasso, Aurelie

und Ottilie. Glauben Sie nicht, daß ein solches Feuer der Gefühle auch noch andre Helden der Geschichte, als den Götz und Oranien, hätte beseelen können?

Leser. Wohl möglich.

Ich. Von dem, was er nicht that, läßt sich nicht schließen auf das was er nicht vermochte. Und wie? wenn grade für seine Anschauung der Welt und Natur, für seine Ideen über das Wesen dichterischer Gefüge, die Heroen ihm weniger paßlich schienen? Wie, wenn er sie deshalb nicht auf den Kampfplatz der Leidenschaften und unter das Mikroskop der Psychologie gebracht hätte?

Leser. Wär' es, so thut es mir leid, daß er so dachte.

Ich. Dafür gibt er Ihnen Ersatz voll Glanz und Fülle in seinen weiblichen Schilderungen, worin er selbst den reichen Shakespeare überbietet.

Leser. Und die er von den geringern bis zu den edelsten aufstuft. Seltsam, daß er mit den Männern nicht so verfuhr. Es scheint fast, daß die idealen Männer ihm weniger gefielen als die idealen Frauen.

Ich. Wer weiß. — Ich sehe nur, wie schon gesagt, daß Göthe seinen poetischen Kreis beschränkte. Was zu schwierig war um es mit wahrer Schönheit zu schildern, oder was ihm mehr politisch wissenschaftlich und ethisch groß als poetisch vorkam, schloß er davon aus.

Ein Mann hat für mancherlei Berufspflichten sich zu bilden und dadurch zu wirken. Was er an Größe und Ansehen erringt, ist selten durch sinnlich poetische Schilderung anschaulich zu machen. Kant war als Denker groß. Macht man ihn zum Gegenstand einer dramatischen Composition, so wird nimmermehr seine filosofische Größe uns vor Augen treten. Der ausgezeichnete Feldherr, soll die Poesie ihn gestalten, muß uns von seiner menschlichen Seite gezeigt werden, und ist er hier nicht anziehend, so mögen seine strategisch tactischen Ideen und seine Geistesgegenwart noch so vorzüglich sein, er wird uns keine Bewunderung seiner Größe abgewinnen. — Nur Handlung und Empfindung, und der Character, der in beiden sich ausspricht, samt den Geheimnissen des Herzens und den Erscheinungen der Leidenschaft, sind Haupt-Objecte der Kunst. Wo nun der Künstler diese vor allen im Auge hat und danach seine Stoffe wählt, kann es

ihm leicht begegnen, daß er weniger an die Größen der Männerwelt denkt. Dagegen liegt ihm nichts Vortreffliches fern, deſſen die weibliche Natur fähig iſt. Der Lebenskreis, worin die Frauen ihre Bildung für Geiſt, Herz und Character finden, braucht ſich keineswegs über wichtige Geſchäfte des öffentlichen Lebens und über die Reiche der Wiſſenſchaft auszudehnen, um ihnen eine möglichſt hohe Vollendung zu gewähren. Sie können allerdings oft in Gelehrſamkeit und Kunſt, in Beſorgung mancher männlichen Geſchäfte, ſelbſt in Regierung von Völkern, ausgezeichnet ſein; aber nichts davon iſt an ſich zur Erreichung weiblicher Vollkommenheit nothwendig. Mit dem Manne iſt's anders. Das allein menſchlich Vortreffliche ſtrahlt an ihm nicht ſo ſehr, wie am Weibe. Wenn er in den Kreiſen, wo dieſes ſeine Beſtimmung zu erreichen vermag, Verfeinerung und Veredlung gewinnt, ſo muß er doch Bedeutung und Größe außerhalb deſſelben ſich erwerben.

Sobald nun Göthe vorzugsweiſe die innere Welt der Gefühle und Leidenſchaften und die Verhältniſſe der Männer und Frauen zu einander ſchilderte, mußte er die erſteren wohl mehr von der Seite faſſen, wo die

Größe des Feldherrn, des entschlossenen Unternehmers, des Königs, des Denkers u. a. nicht zum Vorschein kommt. Manche der Frauen aber, ohne daß er nach Idealen strebte, konnten so vollkommen und würdevoll erscheinen, daß der entzückte Leser sie idealisch nennt. — Nehmen Sie das für nichts als eine bloße Ansicht. Hilft sie aber Göthes Werke erklären, so möchten wohl die Frauen ganz besondre Befugniß haben, diesen Dichter als den glänzendsten unter allen Frauenlobs zu preisen, die diesen Namen geführt oder danach gestrebt haben.

Leser. Sie erlauben mir doch, hier ein bischen zu staunen und zu rufen: O über uns Deutsche! Wir suchen mit kalter Gründlichkeit zu reden, und können nie den Enthusiasm verläugnen. Da haben wir ein frisches Beispiel. Eben noch hat mir der Herr das Wort Idealisch eingefangen und gezähmt; und was thut er gleich darauf? — Er idealisirt selber, und zwar die Mängel eines Dichters und die Stellung des weiblichen Geschlechts unter den Menschen. Gegen andre Schwärmer weiß er zu fechten, und siehe da — — er hat auch seinen kitzlichen Punct, wo es ihm warm wird und seine Urtheile, so kühl sie scheinen, aus einer

Art von verborgner Begeisterung entstehen. — O Göthe, Göthe!

Ich. O Frauen, Frauen! könnten Sie hinzu setzen, damit der Ausfall besser träfe. Er trifft aber nicht. Denn, im Ernst, ist irgend ein achtungswerther Enthusiasm, den ich bestritten hätte oder hätte bestreiten wollen? Schalt ich etwa wahrhaft filosofische Köpfe, wegen Kühnheit ihrer Speculationen? oder Dichter, die aus dem alltäglichen Kreis des Lebens uns in eine lebhafter aufgeregte und bedeutendere Gesellschaft, ja in eine feenhafte Wunderwelt versetzen? oder Historiker, die nicht blos trocken fleißig sammeln, sondern ihren Stoff geistig durchdringen und in schöner Anordnung mit beseelter Sprache vortragen? — Wahrlich nicht. Und vor dem Studium des mittelalterlichen wie des morgenländischen Geistes, vor der Freude der Kenner an herrlichen Bauwerken und Gemälden der Vorzeit, vor der reinen Andacht des religiös-sittlichen Gefühls, vor dem Aufschwung edler, aber verständiger, Geister zu Idealen jeglicher Art: hab' ich vor all diesem, selbst im spottenden Eifer über Carrikaturen, die gebührende Achtung im mindesten verletzt? Wahrlich eben so wenig, als ich die Liebe verlieren

werde zu allem, was unser Vaterland Geistvolles und Ausgezeichnetes besizt.

Aber eben, wer das hochschäzt und gegen unberufene Schmäher zu vertheidigen bereit ist, dem ist die Verkehrtheit die es falsch betrachtet, die Barbarei die den Geschmack aus dem Tempel jagt, um sich selber hinein zu setzen, nur doppelt zuwider. Derselben Gesinnung, die sich entrüstet, wenn man auf Schriftsteller, wie Hebel, Voß, Zschokke, Scott u. a., schmäht und dagegen mittelmäßige Köpfe mit Gewalt auf den Parnaß einschiebt, wird man auch zumuthen, daß sie warm für einen Schriftsteller, wie Göthe, sich äußert. Wärme ist aber keine Glut, und gerechte Würdigung des Guten, Edlen und Schönen braucht noch keine Begeisterung zu sein.

Leser. Und dennoch fließt eins ins andre. Indeß beruhigen Sie sich: wir wollen auch das Wort Begeisterung einfangen. Was aber die gerechte Würdigung betrifft, so muß ich ihr noch andre Bedenken vorlegen. Wir wandten auf Göthe, ohne es auszusprechen, das non omnia possumus omnes an. —

Ich. Was hoffentlich auf jeden Menschen angewandt werden muß! —

Leſer. — und geſtanden ihm Außerordentliches zu. Finden Sie aber unter den Gedanken, die in ſeinen Werken zerſtreut und deren Anzahl und Gehalt in der Schützſchen Sammlung zu bewundern ſind, einen Denker, der von den Ideen unſrer Zeit ergriffen iſt, deſſen Herz für Menſchenrechte und Bürgerfreiheit ſchlägt?

Ich. Allerdings find' ich das, ſo weit ich es bei einem mit Studien der Naturgeſchichte, Chemie, bildender Kunſt und mit vielfachen dichteriſchen Productionen beſchäftigten Schriftſteller finden kann. Nur bitt' ich nicht zu vergeſſen, wenn Sie etwa der Kühle des Epimenides gedenken, daß der Dichtergreis und der Dichterjüngling verſchiednen Alters ſind. Zur Zeit ſeiner Jugend war man poetiſch und filoſofiſch aufgeregt. Mit dem Ende des Jahrhunderts begann die Herrſchaft der Politik. Ehmals verjüngte und verherrlichte man die deutſche Sprache. Jezt iſt der Zeitgeiſt geſchäftig, die deutſchen Staaten, ja das ganze alte Europa, zu verjüngen. Daß der alternde Dichter dies erkannt, daß er gleichfals wie Tauſende und aber Tauſende der Verjüngung entgegen ſieht, wenn auch nach eigner Anſicht und Auslegung dieſes Begriffs,

wie wollten Sie dies ihm absprechen? Wer so, wie Er, jede Halbheit und Marklosigkeit im Leben wie in Wissen und Kunst verschmäht, gegen das Uebertriebene und Verstandlose, gegen Schein und Heuchelei protestirt hat, der kann für einen tüchtigen und ganzen Menschen gelten. Und so ein tüchtiger ganzer Mensch wird sich auch eine tüchtige feste Ansicht des Treibens der Welt um ihn her gebildet haben. Ein ideenreicher Mann kann nicht ein Feind neuer Ideen sein. Ein Geist, den alle Fortschritte seiner Zeit lebhaft interessirten, kann keinen Rückschritt wünschen. Wer aber in dieser Weise *denkt*, muß der durchaus auch darüber *schreiben*? Und wenn wir keinen Aufsatz über Handel- und Preßfreiheit, über ständische Rechte und mündliches Verfahren in der Justiz u. a. m. von ihm besitzen, weil er die Berathung darüber andern Schriftstellern überließ; hat er denn etwa *gegen* Menschenrechte, *gegen* Bürgerfreiheit, *gegen* die Ehre des Vaterlands, *gegen* Verbesserungen im Staatswesen sich ausgesprochen? — Man müßte ein Zeitungsblatt von fanatischer Farbe sein, um dies behaupten, um einem ruhigen Redner schon aus der bloßen Ruhe ein Vergehen machen zu wollen.

Es ſcheint aber wahrlich, als müſſe grade dieſem Dichter alles zur Laſt fallen, was man keinem andern aufzubürden die Laune hat. Von allen Beurtheilern Shakespeares wüßt' ich Niemand, der dieſen Unterthan Eliſabeths und Jakobs dafür geſcholten hätte, daß ſeine Dramen nirgend an Englands bürgerliche Rechte erinnern. In Göthes Egmont ſteht das tödtliche Trachten ſtarrer Gewalt und der heitere Sinn belebender Bürgerrechte mehr und ſprechender gegen einander, als in Shakespeares ſämmtlichen Henrys. — — Und dann wollen wir auch bedenken, daß Göthe der Freund eines Fürſten war und iſt, in deſſen Nähe ihm früh ſchon Muße und Wohlleben geworden, um nach allen Richtungen, die ſein Geiſt ſuchte, ſich ausdehnen zu können.

Leſer. Hm! Ja! Da ſteckt's aber. Der ganze und tüchtige Menſch mußte ein Hofmann ſein. Deshalb ſeine Hinneigung zur Vornehmigkeit, die ſelbſt im Styl ſeiner ſpäteren Werke ſich breit und bequem äußert, —

Ich. Nun, das Breite iſt ſonſt nicht der Character des vornehmen Geſellſchaftstones —

Leſer. und ſein Anſchmiegen an die Begehrungen des Publikums.

Ich. O diesen Vorwurf kenn' ich. Oft hab' ich mich über denselben gewundert, wenn ich bedachte, daß grade Göthe sich den Anfoderungen des Publikums so oft entzog und trotz allen Verlockungen des Beifalls und allen Anfeindungen der Kritik seiner Selbständigkeit getreu blieb. Sein Streben war stets den Wünschen des Publikums voraus. Wenn dieses noch Schauspiele wie Götz, Romane wie Werther, verlangte, so war der Dichter bereits mit antiken Kunstformen beschäftigt. Auf Iphigenien folgten keine Oedipe und andre antike Gestalten, sondern ein Faust. Er hätte sich gewissermaßen unsre Nation zinsbar gemacht, wenn er in einer geglückten und beklatschten Form fortgefahren und mit dem Reichthum seiner Erfindungskraft verschwenderisch Bände statt Bogen geliefert hätte. Nicht Trägheit, nicht Erschöpfung hinderte ihn, mit Voltaire, Wieland und andern Schriftstellern von gleicher Lebenskraft an Zahl der Productionen zu wetteifern. Er schuf aus innerer bildender Lust, zwischen vielfachen Studien, Lebensgenüssen und Betrachtungen der Länder und Menschen und der Werke der Kunst und Natur. Seine Anschauungen und Studien weckten in ihm dichterische Verhältnisse und nahmen statt

des wissenschaftlichen Gewandes der Abhandlungen häufig die Gestalt menschlicher Wesen an. Was ihm beliebte, stellte er dar, nicht was das Publikum verlangte; es wäre denn, daß Sie einzelner Gelegenheitsstücke gedächten, die wir bereits vorhin für außerwesentlich zur Beurtheilung seines Verdienstes erklärten.

Leser. Das kam mir nicht in Sinn. Sie haben übrigens einen Punct berührt, der ihm zu besonderm Lobe gereicht und unsern kunstreicheren Dichter in dieser Hinsicht über so manche andre, namentlich über W. Scott, erhebt der, wie er selber scherzend sagt, das Eisen schmiedet, so lang es heiß ist. — Sie verstanden meinen Ausdruck: Anschmiegen an die Begehrungen des Publikums, unrecht. Vielleicht hätt' ich richtiger gesagt: Toleranz gegen sinnliche Begehrungen, denn —

Ich. Ah, Sie wollen auf den Vorwurf der Unsittlichkeit hinaus. Nicht?

Leser. Wohl, doch gradatim, mein Bester. Da wir im Zuge sind aufzuzählen, was gegen Göthe aufgestellt worden, so müßte die Sinnlichkeit zuerst betrachtet werden —

Ich. Womit Mutter-Natur den Dichter so reichlich ausstattete, daß sie frisch und lebendig bis ins Alter vorgehalten hat.

Leser. Aber die Sittlichkeit soll die Sinnlichkeit im Zaum halten, und die sinnliche Grazie nichts entschleiern, was die sittliche nicht ohne Erröthen sehen darf.

Ich. Er hätte also, was er zu beichten hatte, im Stillen bei sich abthun sollen, nur nicht »und rosa« in der Muse stillem Hain?«

Leser. Allerdings! Wozu die Schwächen des Lebens in Lieder einwickeln und im Publikum herum bieten? — die Dichter und Künstler der antiken und neueren Welt, was haben sie mit ihren Sinne verführenden Bildern und Geschichten Gutes gestiftet? Wer die reine Liebe mit ihren Wonnen und Qualen singt, wird stets den Beifall der edleren Frauen und Männer erndten, während ihm für Gedichte des Sinnenkitzels nur die Genußlustigen danken.

Ich. Das will ich nicht bestreiten, obwohl ich an Liedern, wie der Müllerin Reue, und an den Römischen Elegien einen immer erneuten Kunstgenuß habe und mir ihn ungern rauben ließe. Aber der Vorwurf ist gegründet und Göthe muß sich gleich andern herrlichen Dichtern ihn gefallen lassen.

Leſer. Gut, daß Sie etwas zugeſtehen. Dagegen will ich von meiner Anklage einen Theil zurücknehmen. Es bleibt uns nemlich der Ausweg zu denken: Die Sinnlichkeit dichteriſcher Naturen wolle in einzelnen Momenten Luft haben; und da die Sinnenluſt nicht das Einzige ſei, was ſie beherrſcht, ſo wurden auch edlere Götter in ihrer Bruſt leben. — Wenn aber ein Schriftſteller deutlich zu erkennen gibt, daß er ſolche Momente nicht blos sub rosa beichtet, ſondern billigt, und alle Welt durch ſeine ſüße Darſtellung zu ihnen hinlockt; wenn ſichs herausſtellt, daß ſeine Grundſätze in Bezug auf den Umgang der Geſchlechter gar locker ſind; und wenn dies in größeren das Geſellſchaftsleben ſchildernden Compoſitionen gleichſam der spiritus rector iſt

Ich. O einen ſolchen Rector möcht' ich nicht in Wielands Amadis und Idris ſuchen, wo ſich, beim Himmel! Gemälde finden, von denen der ehrbare Leſer ſich abwendet! Und Sie können ihn bei Göthe ſuchen? ich bitte Sie, wo hat er jemals auf üppige Bilder und ſchlüpfrige Scenen Jagd gemacht!

Leſer. Das weiß ich wohl. Er iſt unendlich darin von Wieland verſchieden. Wenn aber die Wie-

landiſche Muſe über alle Gebühr mit ſinnlichen Lüſten zu thun hat, ſo iſts doch deutlich, daß ſie Verlockungen zur Sünde nur ſchildert, um die Tugend daneben in deſto größerem Glanze zu zeigen. Damit will ich ſeine üppigen Schilderein nicht in Schuz nehmen. Im Gegentheil iſt mir ſeine Luſt, ſie übermäßig oft und weitläufig auszumalen, durchaus zuwider, weshalb man ſeinen reiner gehaltnen Ariſtipp beſonders lieben muß. Was aber die Göthiſche Muſe betrifft, ſo ſcheint ſie die Lüſte nicht als ſchlecht und verwerflich betrachten zu wollen.

Ich. Das ſoll auf Egmonts Klärchen, Lotharios Geſellſchaft und den unglücklichen Eduard zielen.

Leſer. Nicht auf alle. In Bezug auf Erhebung Klärchens zum Symbol der Freiheit finden Sie mich nicht rigoriſtiſch. Nur ein verderbtes Gemüth könnte daraus den Schluß ziehen, daß unerlaubte Liebe mit zur Freiheit der Edeln gehöre. Auch entzieht ſich im Drama der Dichter dem Urtheile, welches ſeine Perſonen betrifft. Noch weniger klag ich über die gewaltige Tragödie der Wahlverwandſchaften, worin Unſittlichkeit finden mag, wer Luſt hat; ich kann es nicht.

Ich. Aber Meiſters Lehrjahre, die ſind alſo das eigentliche Corpus delicti? Eine wahre kritiſche Paläſtra iſt das Buch für die Beurtheiler. Soll es auch für uns eine werden?

Leſer. Ich denke nein. Die ſämmtlichen Werke haben uns nicht in Streit gebracht; wie ſollt' es das eine? doch könnt' es dienen, uns völlig zu verſtändigen. Einen Maßſtab ſeines Genies brauchen wir nicht mehr, doch Klarheit über ſeine ſittliche Richtung; und grade der Wilhelm Meiſter iſt dazu geeignet, durch ein Urtheil über ihn zu beweiſen, in wiefern man Unabhängigkeit von blinder Verwerfung und blinder Anbetung zugleich zu behaupten vermag.

Ich. Nun wahrlich, die Unabhängigkeit iſt ſchon verläugnet, wenn man ſo das ſchärfſte und bitterſte ausgeſprochen, was jenes Werk von einem, der nicht gradezu feindlich geſinnt iſt, erfahren kann. Ihr Tadel iſt nicht äſthetiſch allein, er iſt moraliſch. Er trifft nicht das Werk, er trifft den Verfaſſer. Und wär er gegründet, ſo könnte ſelbſt das Genie und alles Herrliche, was es geleiſtet, uns mit dem Schmutz nicht verſöhnen, der ſeinem innerſten anklebte.

Leſer. Was ich geſagt, bitt' ich gemäßigter anzuſehen. Was Sie alsdann zu entgegnen haben, hör' ich ruhig an.

Ich. Nun wohl. Was iſt der Hauptpunct, worauf es ankommt? doch der: Wenn das Werk Tadel verdient, zu ſehen, ob der Tadel die Moralität des Verfaſſers trifft. Wir haben vorhin einzelne Schwächen, Ueberraſchungen durch Sinnlichkeit, z. B., von den Grundſätzen eines Künſtlers und Dichters unterſchieden. Sie haben deshalb die Lieder und Elegien Göthes nicht zu Anklägern ſeiner Unſittlichkeit gemacht; die Sinnesart im Wilhelm Meiſter ſoll dieſe Anklage allein übernehmen. Da muß ich nun von vorn herein geſtehen, daß mich das, in ſo mancher Hinſicht unübertreffliche, Buch nie befriedigt hat.

Jeder Leſer erwartet den Lebenslehrling, der ſich lebhaft mit der Bühne, mit der Poeſie, mit jeder ihn berührenden Geſellſchaft befaßt und nach Durchbildung ſeines Weſens ſtrebt, von den niedern Kreiſen, in die er geräth, zu höheren aufſteigen zu ſehen. Man hofft, daß er bald mit bedeutenden Perſonen in Verhältniſſe gebracht und in Ereigniſſe verflochten werde, wo der

Mensch die Flachheit des gewohnten Thuns verläßt und in Verwendung großer Kräfte mächtig erscheint. So lange diese Erwartung dauert, schenken wir dem Dichter unsre Theilnahme und folgen dem ruhigen Gange seiner Erzählung, um so lieber, da über allen Erscheinungen eine durchsichtige Klarheit schwebt und jede in schönster Sprache in Vollendung vor uns tritt. Allein wie schwindet unser Interesse, wenn die niedern Kreise der Gesellschaft keiner höhern als nur einer vornehmen Platz machen, die in Kleinlichkeiten, als wären es die würdigsten Beschäftigungen, sich umtreibt und trotz alles äußern Anstandes nur einem lüsternen Egoism huldigt und nicht vom Schauplatze weichen will, so lästig sie uns zu werden anfängt. Wie schwindet es vollends, wenn wir einsehen, daß der Lehrling, eh etwas Rechts aus ihm werden kann, schon am Ziele angelangt ist! — Für diesen Mangel entschädigt uns weder die lebhafte naturgetreue Scenerie, noch die Bestimmtheit der Characterbilder, keine Mignon, kein Harfenspieler. —

Wilhelm bedurfte andern Boden und größeren Raum, um zu wachsen. Der eigne Ausspruch des Verfassers im Tasso:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Character in dem Strom der Welt.

konnte ihn daran mahnen. Denn wahrlich alle Verhältnisse, die seinen Lehrling ergreifen, sind wohl ein Wasser, aber kein Strom der Welt. — Die Nation, in die er ihn versetzt, ist längst von keinem gewaltigen Ereigniß mehr aufgeregt; es fehlt ihr so sehr an jedem höheren Interesse, daß man fast aus langer Weile sich Fantasiestaaten macht und geheime Gesellschaften wie Albernheiten anspinnt. Nur Kunst und Wissen werden geliebt, doch mehr wie andre Ergötzlichkeiten zum Zeitvertreib. Da mochte er wohl einen gewandten Schauspieler, einen umsichtigen Gutsbesitzer, einen vornehm anständigen Herrn und seinen Gesellschafter sich bilden lassen, aber keinen großen Character, keinen Helden, in welchem Gebiete es auch sei.

Darin liegt der Mißgriff des Dichters. Er scheint ihn auch selbst gefühlt zu haben, da er sichtbar gegen Ende des Werks ermattet und die Liebe zur Arbeit ihn verläßt. Was im Plane verfehlt war, ließ sich nicht mehr ändern. In manchen einzelnen Theilen unvergleichlich, mußte das Ganze mangelhaft bleiben und ward nie ein wahres Kunstwerk. Wilhelm

Meiſter iſt in der That das einzige bedeutende Werk Goethe's, wo Hauptglieder der Compoſition vergeſſen ſind. Man ſieht ſich unwillkührlich deshalb genöthigt, über die Schranken hinauszublicken, die der Dichter ſeinem Kunſtkreiſe gezogen hat, und die wir nicht tadeln dürfen, ſobald innerhalb derſelben, wie im Werther und in den Wahlverwandſchaften, alles nothwendig und genügend iſt. — Und nun zum moraliſchen Tadel.

Leſer. Mir däucht, Sie haben die Abfertigung deſſelben ſchon im äſthetiſchen vorbereitet. Was man Neigung des Dichters zum bequemen luſternen Leben der vornehmen Welt nennt, und die Curioſität, ein ſolches Leben zur Ausbildung eines jungen Mannes zu wählen, vielleicht gar als allein paßlich dafür zu halten —

Ich. O wer ſagt: allein paßlich? Schreiben wir ihm doch nicht zu, was man einem gewöhnlichen Hofjunker nicht verzeihen würde.

Leſer. Nun, in dieſem Werke doch hielt er es für paſſend. Und das nennen Sie nur einen Misgriff, einen äſthetiſchen Fehler? Wo iſt denn aber in den mislungenen Lehrjahren, ſo wie ſie ohne die nöthig

geweſene höhere Parthie vor uns liegen, irgend eine Misbilligung jener tadelnswerthen Lebensweiſe zu ſpüren, die den Lehrling bis dahin umgibt? Wäre dies der Fall, ſo könnte ſich der Dichter für gerechtfertigt halten, und nur einige Parthien ſeines Buchs träfe die Schuld. So aber muß Er den moraliſchen Tadel tragen; freilich nur, wie Sie ſagen, wegen eines Misgriff's —

Ich. Allerdings! und obenein, wie es in der Uebertreibung geſchieht, in viel zu hohem Maaße. Was ihn, wenn es träfe, nur wegen des Wilhelm Meiſter allein treffen könnte, wird über den ganzen tüchtigen und reichen Kern des Dichters ausgegoſſen. Ein einziges glänzend ausgeſtattetes und doch mangelhaftes Buch muß dazu dienen, um den Stab über ihn zu brechen. Und warum? Weil er unerlaubte Liebeshändel einiger Leute berührt, ohne ſeinen Tadel hinzu zu fügen.

Und auch dies iſt wieder durch Göthe's Schilderungsart zu entſchuldigen. Ihr nennt ihn ja ſelbſt einen der treueſten Spiegel des menſchlichen Lebens. Sobald ihm nun die Perſonen ſeines Wilhelm Meiſter zur Abſpiegelung tauglich erſchienen, — abgeſeh'n

davon, daß wir die Tauglichkeit äſthetiſch und moraliſch beſtreiten, — mußte er nicht ein eben ſo getreues Bild davon entwerfen, wie von der Wirkung eines großen politiſchen Ereigniſſes auf das einfache Stillleben des Landſtädtchens in Hermann und Dorothea? Keiner bezweifelt, daß Göthe vorzüglich ein objectivirender Dichter ſei. Warum rechnet man ihm nun hier das Objectiviren ſo hoch an, und verlangt, er ſolle hinter den Couliſſen der Bühne hervortreten und — wie man dem Theſeus die Lehmwand des Pyramus erklärt — in einem Intermezzo Wilhelm's Beſuche bei Mariannen ſchelten, und ſich von der Herzensfreundſchaft mit Lotharios losſagen?

Leſer. Nein, nein, wir wollen das nicht verlangen. Um's Himmel's willen nicht. Er könnte uns den Streich ſpielen und für die Ausgabe letzter Hand wirklich ein ſolches Intermezzo zum Spaß anfertigen. Was begönnen wir dann? Das beßte beguemſte Plätzchen, wo ſich dem alten dichteriſchen Heros noch beikommen und ein's verſetzen läßt, wäre dann verſchwunden, und der ganze Mann vom Scheitel bis zur Zehe gleichſam mit Achill's oder Siegfried's Horn überzogen. Das darf nicht ſein. Es entginge

den Deutſchen wieder etwas, woran ihre Herzhaftigkeit ſich zeigen kann; denn wo es recht Leuchtendes unter uns gibt, da müſſen wir es, wie grobe Fliegen, ſo lange betüpfeln und beklekſen, bis es zu blenden aufhört und ſo hübſch garſtig geworden iſt, wie wir ſelbſt.

Ich. Und bis endlich Jemand mit wohlgenäßtem Schwamm drüber fährt und den unzerſtörbaren Glanz wieder herſtellt.

Leſer. Doch Scherz bei Seit, ich dächte — eh' das ſchließliche solventur risu tabulae erfolgt, — wir verſtändigten uns in ſo weit unter uns und mit den Tadlern, daß Göthe ſich einiger Frivolität aus antik-römiſchen Villen und modernen Pariſer Salon's, vom alten Regime nemlich, nicht genug erwehrt hat. Er iſt zwar weder ein Unterthan des Auguſtus, noch der Marie Antoinette geweſen; was aber die Geiſter ihrer Zeiten ihm anhaucht haben, iſt nicht zu verkennen. Oder hätte die Sonne nicht auch ihre Flecken?

Ich. Und wenn auch, wer wird deshalb einen Stein gegen ihn aufheben? oder wer könnte irgend mit Recht einen größeren finden, als den er ſelbſt im Epilog auf Schiller dem Publikum hingereicht hat?

« Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
« Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine. »

Dies so edel freimüthige Bekenntniß, wovon sich nicht sagen läßt, wen es mehr ehrt, ob den todten Freund, dessen Epitaphium es sein soll, oder den lebenden, der es niederschrieb, — wo wäre der Moralist, den es nicht augenblicklich entwaffnete, wenn er in antipoetischer Laune vergißt, was er dem Genie und den unsterblichen Verdiensten eines großen Schriftstellers schuldig ist!

Wir nehmen an; daß unser Zwischenredner so eben in die Reihe der etwaigen Leser unseres Büchlein's zurücktritt. Daß er nur verstellterweis die Rolle früherer Antigöthisten übernommen hat, ist klar. Weniger klar ist seine Absicht. Vielleicht lag es ihm nur daran, sich überhaupt zu unterhalten, wodurch er denn leider ein Gespräch veranlaßte, das die Untugend mancher weit gehaltreicheren Dialogen hat, zu lang zu sein. Vielleicht aber wollt' er uns der Mühe überheben, den Angriff der neuesten Widersacher gegen

Göthe, der Mittelalterer nemlich, mit aller Umständlichkeit zu schildern. Auch dies hat er erreicht. Denn nunmehr können wir uns kurz fassen und ohne weitere Erörterung mittheilen, wie die Pustkuchen und Glover noch von den Freunden des zweiten Sündenfalls und der Görres-Religion überboten werden. Herr Menzel ist ihr Herold. Die Quintessenz seines weitläuftigen Räsonnements ist folgende:

Zuvörderst züchtigt er noch einmal die heutige Welt; und nachdem er den Dichtungen, die ihren Stoff ohne satyrischen Zorn aus ihr entlehnen, die innere Poesie abgesprochen, fährt er fort: «Göthe «hat sentimentale Schilderungen des modernen Lebens «verfaßt.» — Man merke wohl auf, sentimentale. Er versteht darunter affectirt empfundene oder solche, die nicht von wahrer Empfindung beseelt sind. — «Diese sentimentalen Schilderungen sind die «Krone seiner Dichtungen.» — Nunmehr ist die Attaque gehörig vorbereitet. Denn, sind diese Schilderungen die vorzüglichsten unter Göthe's Werken, aber als sentimentale keine wahre Dichtungen, so folgt daraus, daß ihr Verfasser gar kein Dichter ist und den Parnaß räumen muß.

Diesem Ausspruche widersetzen sich nun freilich eine ungeheure Menge Deutscher; selbst Franzosen und Engländer werden Theil nehmen. Das stört aber die Operation nicht. Hr. M. geht beharrlich vorwärts. Da jene Werke keinen poetischen Gehalt haben und doch außerordentliche Anerkennung fanden, so schließt er daraus, daß Göthe eine besondre Kraft und Geschicklichkeit besitzen müsse, um ohne poetischen Geist dennoch ein Dichter zu scheinen. — Und welche Geschicklichkeit ist dies? — Antwort: Er verstand den Kindern der Welt in allen ihren Vorurtheilen und Eitelkeiten zu schmeicheln. — Und was für eine Kraft besitzt er? Antwort: Keineswegs Genie. Denn, hätte er Genie, so würde er bei der modernen Welt sich nicht als plastischer Schilderer verweilt haben. Er hat also nur Talent. — Und was ist Talent? — Antwort: Das Talent kann malen, ohne von einer Empfindung geleitet zu sein. Es kann jedes Ding in ein poetisches Gewand hüllen. Jeder Gegenstand ist ihm gleichgültig, denn es ist characterlos. Und eben darum folgte Göthe jeder äußeren Bestimmung; und da ihm die Begeisterung fehlte, so hielt er sich an die Copie des Vorhandenen und

Wirklichen, und liebte das Alltägliche vorzugsweis. Das Talent reflectirt: was will ich machen? und wie muß ich es machen, um die Leute zu belustigen? Darum huldigte Göthe allen Moden der Zeit. Darum machte er wie ein guter Schauspieler alle Rollen durch u. s. w.

So geht die Kapuzinade weiter und der eifrige Redner wird immer hitziger. Seinem Zorn ists nicht genug, daß er glaubt, der Gegner sei aus dem Sattel gerannt und liege wehrlos da. Nein, er ergießt sich in heftigen und schmähenden Worten über ihn. Nicht mehr ein Schauspieler ist er, sondern ein Taschenspieler, ein Gaukler; und das Publikum, das ihn als Dichter ehrt, ist nur die Hefe Deutschlands. Es will nur das Erbärmliche, weil es unfähig ist, das Höhere zu empfinden. Nur Hr. M. und die ihm Gleichgesinnten rufen Pfui! und wenden sich von ihm ab und suchen edlere Gesellschaft.

Wahrscheinlich gehen sie in ihr Bethaus zur heiligen Urwelt. Dort mögen sie, nach Absingung einiger Handwerkslieder des Wunderhorns, eine Friedrich Schlegelsche Vorlesung anhören. Hierauf kann eine Zuge von Jakob Böhme folgen, sodann zur Er-

heiterung der unvergleichliche Witz des geſtiefelten Katers; und vielleicht ſchließt das andächtige Concert mit den ſalbungsreichſten Strofen Bruder Eberhard's von Sax aus dem Manesſiſchen Codex.

De gustibus non est disputandum. Wir andern wohnen lieber unterdeß einer ſchönen Darſtellung der Iſigenie bei, oder horchen dem Geſange eines von Zelter componirten Göthiſchen Liedes, oder erfreuen uns an der Vorleſung Hermann's und Dorotheens.

Hr. M. ſagt einmal: Klopſtock komme ihm in der Erinnerung an ſeine Schriften größer vor, als da er ihn geleſen. Mit Göthe kann es ihm vielleicht eben ſo gehen. Wenn er zehn Jahre lang keine Zeile von ihm vor Augen gehabt, ſo erblickt er ihn hoffentlich weniger umnebelt, und der gereifte Menzel wird dem Schatten des Dichters abbitten, was der unreife gegen den noch lebenden Greis ſündigte. Und ſollte ſich jene Eigenheit, wie wir wünſchen, auch auf die Filoſofie des abſoluten Nichts und auf die Vergötterung Tiecks erſtrecken, ſo wird es umgekehrt der Fall ſein; was ihn im Leſen ergriff und erhipte, darüber wird er in der Erinnerung lächeln und ſich der jugendlich thörichten Anſicht entſchlagen.

Ihm, wie der ganzen Mittelalterei und den damit verbündeten Manien, deren Lehren er verkündet, kommt ſicher einmal, wie wir ſchon oben bemerkten, die Kataſtroſe des Selbſtbelachens. Wann? das läßt ſich nicht ſagen. Dauert es auch noch Jahre lang, was thut's! Die Mehrzahl unſrer Denker, Dichter und Gelehrten iſt dem urſprünglichen Deutſchen Verſtande treu geblieben. Der Naturkundigen, die nur aus wirklicher Erkenntniß Folgerungen ziehn, findet man genug. Der verſtändigen Aerzte gegen ſolche, die bei einem Wunderprofeſſor in die Lehre gehn, gibt es Hunderte gegen Einen, und vielleicht zwanzig gegen Einen, der Trilliontel abmißt. In jeder chriſtlichen Confeſſion ſind Theologen da, die das Auslöſchen der Aufklärung verhüten. Gelehrte Hiſtoriker kümmern ſich um die neuen Propheten noch weniger, als um die alten. Die Geiſtesſtiloſoſie — wahrlich ein Ehrenname! — bildet hinreichende Dämme gegen ihre wildromantiſche Gegnerin. Orientaliſten ſchaffen freilich neuen Stoff zum Gogendienſt herbei; doch wer es unter ihnen mit dem Studium ernſt meint, ſchämt ſich des Sibyllentanzes, wo nur die Neulinge des Sanſcrit mit ihrem Zitterſaate ſich einfinden. Wer Grie-

chisch-Römisches Alterthum lehrt, kann ohnehin der Hypersymbolik und dem schwülstigen Style des Orients nicht hold sein.

Und was die einheimische schöne Literatur betrifft, so vernimmt man zwischen den verrückten Stimmen immer noch gesunde, rein kritische. Ja, so lange noch Bücher erscheinen, wie — um nicht Werke längst bekannter Männer zu nennen — etwa Griepenkerls eben so schön geschriebene als klar gedachte Aesthetik, oder die noch nicht erschienenen, aber zu hoffenden, Dichtungen von Starklof und Heine, da ist nicht zu fürchten, daß unsre Poesie in der Mystik ertrinkt, oder die Jünger der Orakelfilosofie sich des obersten Richterstuhls bemeistern.

Bayerische Staatsbibliothek

Mainz,
gedruckt bei Florian Kupferberg.